

Georg Christian Benedikt Ackermann

Sonntagsbüchlein : Zur nützlichen Unterhaltung für Bürger und Landleute

Schwerin: bei Wilh. Bärensprung, 1799

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795261730>

Druck Freier  Zugang



75



Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795261730/phys_0001



1896: 8

Obv 5
850



Sonntagsbüchlein.

Zur
nützlichen Unterhaltung
für
Bürger und Landleute.



De

Schwerin, 1799.
bei Wilhelm Bärensprung.

Mecklenburg.

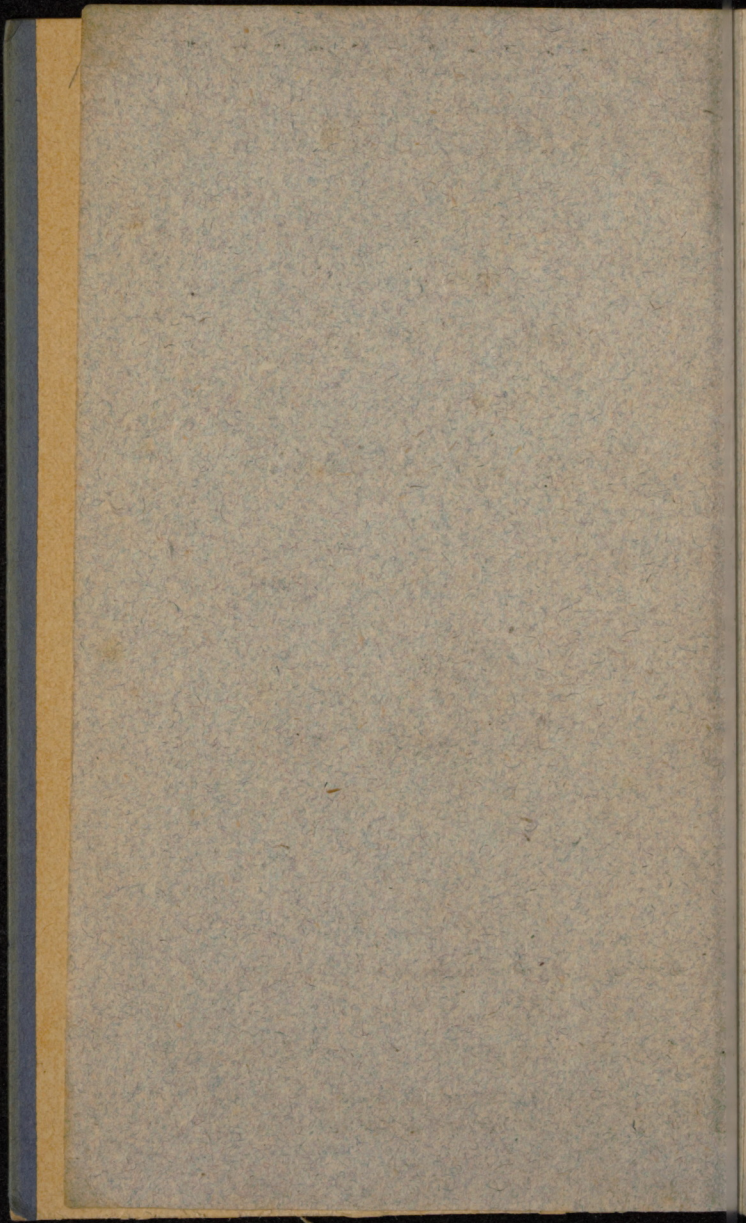
1676



Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795261730/phys_0003

DFG



Sonntagsbüchlein.

Zur
nützlichen Unterhaltung
für
Bürger und Landleute.

(Von G. C. B. Aothermann.)

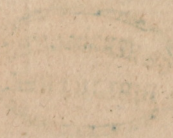


Schwerin, 1799.
bei Wilh. Bärensprung, Herzogl. Hofbuchdrucker.

Geographische

Handlung

und



in der

V o r b e r i c h t.

Die Absicht der Erscheinung dieses Büchleins ist, unsern lieben Bürgern und Landleuten, die in der Woche fleißig arbeiten, am Sonntage einen nützlichen Zeitvertreib zu verschaffen und ihnen eine angenehme Stunde zu machen. Der Sonntag nemlich ist für sie mit ein Tag zur Erholung, und das mit Recht, da sie sich bei ihren Geschäften oft so sauer werden lassen müssen. Zu den verschiedenen Arten der Erholung aber gehört auch das Lesen eines päpstlichen

Buchs, und gewiß viele von der arbeitenden Klasse hätten zuweilen wol Lust etwas zu lesen oder sich vorlesen zu lassen, was sie unterhalten und belehren kann; manchen fehlt es nur an passlichen Büchern, und deshalb müssen noch oft der gehörnte Siegfried, die schöne Magellona und andere alte Possen, wol gar sittenverderbende Chartecken, welche leider noch jetzt Liederhändler auf Märkten vertrödeln, die Stelle von Lese- und Vorlesebüchern vertreten. Neuere Schriften aber sind für sie gewöhnlich entweder zu theuer, oder ihrer Fassungskraft und ihrem Ideenkreise nicht angemessen genug; besonders da viele von diesen Ständen wenig oder gar keinen andern Unterricht gehabt haben, als jenen, seit den Schuljahren her, folglich ziemlich zurück sind und bei der Belehrung, die man ihnen zu geben wünscht, als Anfänger behandelt werden müssen.

In diesem Büchlein wird der Versuch gemacht, das Unterhaltende mit dem Nützlichen so zu vereinigen, wie es dem Verfasser für ungebildete Leser angemessen schien, um ihnen eine müßige Stunde angenehm

genehm zu vertreiben, und dabei auch den Verstand und das Herz nicht leer ausgehen zu lassen.

Eine Nebenabsicht bei der Ausarbeitung des Büchleins war, daß es vielleicht in untern Schulen die Stelle eines Lesebuchs mit einnehmen möchte, und Kinder so mit mehr Lust fertig lesen lernten, als wenn — wie noch häufig geschieht — Katechismus, Gesangbuch und Bibel zu diesem Behufe dienen muß; eine unbequeme Methode, wodurch Kindern nicht selten diese, vielleicht ihre einzigen, Religions- und Erbauungsbücher um so eher verleidet werden, je weniger sie oft verstehen können, was sie lesen. Für diese Absicht ist auch der grössere Druck und das stärkere Papier dieses Werkchens gewählt.

Die Materie des Büchleins ist, wie mich dünkt, den Bedürfnissen und Verhältnissen der Leser, die ich im Gesichte hatte, hinlänglich anpassend; der Inhalt gehet darauf hinaus: nützliche Lebensregeln eindringlich zu machen; irrige Begriffe zu berichtigen; Dinge, die zu wissen angenehm und nöthig sind, faßlich darzustellen; Arbeitsamkeit, Ordnung, Sparsamkeit
und

und andere löbliche Eigenschaften, die dem klugen, verständigen Manne, dem guten Hausvater, dem treuen Staatsbürger eigen sind, zu empfehlen.

Die Form und Sprache mußte so eingerichtet sein, daß Leser dieser Art und auch Kinder, alles möglichst verstanden, und da man weiß, wie leicht ungebildete Leser Ausdrücken und Wörtern, die ihnen nicht geläufig sind, einen ganz andern Sinn leihen, so konnte weniger auf die Zierlichkeit der Schreibart, als auf Gemeinfaßlichkeit Rücksicht genommen werden.

Schmeichle ich mir nicht zu viel, so glaube ich, daß das Lesen dieses Büchleins vielen meiner Leser nützlich sein wird, und da der Preis sehr mäßig ist, so dürften vielleicht Obrigkeiten, Amtsleute, Prediger u. a. die auf die untere Volksklasse Einfluß haben, sich geneigt finden lassen, dies Werkchen in mehrern Umlauf bringen zu helfen; denn auch sie werden mit mir den darin aufgestellten Lebensregeln gewiß eine immer weitere Ausbreitung wünschen, und an Patriotismus und Volksliebe, hierzu mitzuwirken, wird es ihnen nicht fehlen.

Wird

Wird dieser erste Versuch günstig aufgenommen, findet er Abgang, so könnten dann von Zeit zu Zeit Fortsetzungen davon erscheinen, die auf ähnliche Art bearbeitet werden würden.

Uebrigens macht der Verleger denenjenigen, welche etwas Vollständigeres und Umfassenderes wünschen, hiemit zugleich die Hofnung zur Erscheinung eines größeren Werks, eines Volks- und Schulblattes, welches so wol für Kinder der niedern Schulen in den Städten und auf dem Lande, als auch für Schullehrer, Eltern und Kinderfreunde selbst, bearbeitet werden soll, so daß es zugleich zum Materialien- und Erläuterungsbuche beim Unterrichte wird dienen können. Für diesen löblichen Zweck zu wirken, haben sich mehrere vaterländische Gelehrte geneigt finden lassen.

Mösch

Wöchten denn so in unserm lieben Mecklenburg, wo das Erspriefliche oft so langsam zu reifen scheint, der ächten Patrioten immer mehrere werden, die wolgemeinte, nützliche Bemühungen einzelner Männer unterstützten und zu befördern suchten!

G. C. B. Ackermann.



I.

Gott helf!

Es ist gewöhnlich, wenn man Leute bei der Arbeit findet und sie grüßen will, daß man ihnen zuruft: Gott helf! Der Gruß ist ganz paßlich; denn wem kann man wol eher Gottes Hülfe wünschen und versprechen, als dem, der emsig sein Geschäfte treibt? Wer will, daß ihm der liebe Gott helfen soll, der muß selbst auch das Seinige dazu thun. Ein müßiger Mensch darf nicht auf die Hülfe Gottes hoffen, darum ruft man ihm auch kein Gott helf! zu. Aber je fleißiger ein Mensch in seinem Berufe und Stande ist, desto mehr wird seine Arbeit gesegnet sein. Das soll man dabei denken, wenn man Andere mit dem Grusse begrüßt oder so begrüßt wird; so können diese beiden Wörter zugleich eine Aufmunterung sein.

Sonnt. Büchl. X feins

seine Sachen fleißig zu treiben. Wenn es mit einem Menschen nicht recht fort will, so ist gemeiniglich er selbst nur Schuld daran, denn an dem lieben Gott liegts nicht.

In einem Dorfe wohnte ein Hauswirth, dessen Umstände waren nicht die besten. Das Haus war verfallen, das Vieh nicht in gutem Stande und der Acker hatte seit mehrern Jahren nicht recht zugetragen. Die Nachbarn sprachen darüber, wie es zugehe, daß es mit dem alten Laßmann, so hieß er, nicht recht fort wolle, da er doch eben kein schlechter Mann sey, sondern ein recht gutes Leben führe und nicht ausschweife. Einige Verständige sagten da: Ja, er mag immer ein guter Mann sein, aber das ist noch allein nicht genug, um fortzukommen. Man muß seine Sachen auch recht angreifen, sonst hilft das Gutleben allein nicht; denn der liebe Gott will keinem durch Wunder helfen, er hilft dem nicht, der sich selbst nicht hilft.

Mit dem Sohne ging es besser. Als der die Stelle antrat, und nun alles einrichten konnte, wie ers am zuträglichsten hielt, so bekam bald alles ein anderes Ansehen. Er nahm sich eine Frau, die ihm zwar nichts mitbrachte, als gesunde Arme und Lust zu arbeiten; aber dafür sich es auch mit ihm sauer werden ließ. Erst nahm er etwas Geld auf, um seinen Viehstand zu verbessern. Auf dem Felde arbeitete er mit
sei:

seinem Knechte früh und spät; kam er zu Hause, so war alles von der Frau gehörig besorgt, und das Essen immer zu rechter Zeit da. In Nebenstunden machte er sich allerlei Geräthschaften und besserte Haus und Garten aus. Da er das Land mit vielem Fleisse mürbe gemacht hatte, so trug es das folgende Jahr schon weit besser zu. Nun konnte er sein Vieh besser füttern, das konnte dann auch besser arbeiten, die Kühe gaben mehr Milch, er bekam mehr Dünger; dadurch konnte er sein Feld immer mehr verbessern. Er fing auch an, solche Stücken Landes zu beackern, die sonst so waren liegen geblieben, weil es Heideboden war. Er pflügte es mehrmals, dann trug es schon zu und bald wuchs gutes Korn drauf. Seine Arbeit nahm zwar dadurch zu, aber das achtete sein Fleiß nicht, und dazu belohnet sich Arbeit und Fleiß von selbst; das erfuhr er, denn er erntete jährlich mehr ein, als sonst, und konnte seinen Hausstand immer mehr verbessern, auch das Geld, das er geborgt hatte, trug er wieder ab. Als er so einige Jahre gewirthschafetet hatte, so war es eine Lust, seinen Acker und Feld zu sehen. Da war alles so tüchtig gemacht, alles so gut befriedigt, hin und wieder Gräben gezogen und die Ufer mit Weiden bespflanzt, und das liebe Korn stand so gesegnet, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. Da sprachen nun auch die Nachbarn wieder

von dem jungen Laßmann und sagten: nun sieht doch alles anders aus, und seine Umstände sind die besten mit. Hier sieht man, daß man es auch recht angreifen muß, wenn man gut fortkommen will. Muß man sich nicht recht freuen, zu sehen, daß der liebe Gott einen so großen Segen auf den Fleiß und die Arbeit der Menschen gelegt hat. Es ist und bleibt wahr: **Gott hilft dem, der sich selbst hilft.**

Wie bei den Landleuten, so ist's in jedem andern Stande. Wer das Seinige treulich thut, zu rechter Zeit und auf die rechte Art seine Arbeit angreift, der kommt wol fort. Keiner muß das versäumen was er selbst für sich thun kann; denn dazu hat uns Gott Verstand, Kraft und Mittel gegeben, wer die nicht gebraucht, der kann seinen Segen nicht erwarten, dem wird nicht geholfen.

2.

Müßiggang ist ein rechter Tyran.

In einem Dorfe lebte ein alter verständiger Mann, mit Namen Richard. Er hatte viele Erfahrung, und sich manche gute, nützliche Lebensregeln gesammelt; sein Herz war gut, er ging

ging daher jedem gern mit Rath und That an die Hand, der sich an ihn wandte. Darum wurde er auch von allen Leuten im Dorfe geschätzt und geliebet, man hörte ihm gerne zu, wenn er redete, weil man immer was von ihm lernen konnte. Wußte einer sich in einer Sache nicht recht zu helfen, so ging er zum Vater Richard, der half ihm denn zurechte, und wer sich nach seinem Rathe richtete, hatte selten Ursache es zu bereuen. Er ließ sich gern in Gespräche mit den Leuten ein, und theilte ihnen von seinen Einsichten und Erfahrungen mit. Wir werden auch noch manches von ihm in diesem Büchlein hören. So sprach er einst vom Müßiggange, und ließ sich so darüber aus:

Wenn ein Mensch ein Leibeigener sein muß, sagte er, und seine Zeit und Kräfte meist für Andere aufwenden muß, haltet ihr das nicht für hart und traurig? Oder wenn eine Regierung die Untertanen so nach Gefallen um ihre Zeit taxirte, und verlangte, jeder solle so und so viel Tage in der Woche bloß dazu anwenden, Vögel wegzujagen, Fliegen zu fangen, oder auf einem Flecke stille zu stehen oder zu liegen, oder sonst was zu thun, das nichtsbedeutend oder unnütz ist; was würdet ihr dazu sagen? Würdet ihr nicht sagen: das ist doch seltsam und hart, daß wir so um unsere Zeit gebracht werden, da wir doch so viel besseres
und

und nüklicheres thun könnten! Ja freilich! ihr hättet Recht, so zu sprechen. Nun aber bedenkt einmal, lieben Leute, macht es nicht der Müßiggang und die Faulheit so, wie eine solche Regierung? Die Faulheit legt ja recht eigentlich eine Last auf unsere Zeit, welche bei Manchem unter uns leider hoch genug sein mag. Alle die Zeit, die wir der Faulheit zu Hofe dienen, ist für uns verloren. Denn bei der Faulheit wird entweder gar nichts gethan, und dann liegt der Mensch so zu sagen im Hofedienst so und so viel Stunden müßig; oder die Dinge, die die Faulheit etwa vornimmt, sind wahrhaftig nicht viel besser, als hinter Vögeln herumzulaufen und Fliegen zu fangen.

Laßt euch daher nie von der Faulheit in Beschlag nehmen; das ist eine arge Herrschaft. Denn es ist noch nicht alles, daß sie euch um das Kostbarste, was ihr habt, um eure Zeit bringt; sondern sie zieht euch auch Krankheiten zu, ihr werdet schwerfällig, matt und unbeholfen, und dadurch wird euer Leben verkürzt. Wenn ihr einen Schlüssel immer braucht, so bleibt er immer blank; aber laßt ihn nur lange im Winkel liegen, so wird er bald anfangen zu rosten, und untauglich werden. Faulheit verzehrt eben so, wie der Rost, weit schneller, als die Arbeit abnußt.

Ein

Ein rechtlicher Mensch ist nie müßig und duldet auch keine müßige Leute in seinem Hause.

3.

Der Zeitversplitterer.

Man kann sehr vieles thun, wenn man mit seiner Zeit gut umgeheth und keine Stunde ganz müßig verschleudert. Aber wer sich auch gewöhnet, seine Zeit zu verderben, der bringt es selten weit. Dies war bei zweien Hausleuten zu sehen, die sich hierin sehr ungleich waren. Der eine ließ es sich angelegen sein, immer irgend etwas vorzunehmen. Man mochte kommen, wenn man wollte, nie fand man ihn ganz müßig, immer hatte er was zu thun, nur die Zeit der nöthigen Ruhe, des Essens und der Erholung abgerechnet. Wenn er auch nur eine Viertelstunde übrig hatte, so wußte er sie zu nutzen; er sah entweder nach seinen Geräthschaften, ob alle im guten Stande wären, besah seine Zäune oder Bäume im Garten, seine Ställe, und was sonst in der Nähe war, und fehlte etwas, so half er gleich ab, wo und wie er konnte. Für solche kurze Zeiten wählte er sich nemlich die leichten Arbeiten; diese

diese that er dann als wie zur Erholung von den schwerern. Daher brauchte er auf die kleinern Arbeiten keine besondere Zeit zu wenden, die er den großen Geschäften hätte entziehen müssen. So konnte er denn immer mit allem gemächlich fertig werden, alles war bei ihm in gutem Stande. Er pflegte oft zu sagen: Brauche die Zeit wol, wenn du Ruhe zu gewinnen denkst; denn ein ruhiges Leben und ein faules Leben sind zwei verschiedene Dinge. Ruhe ist die Zeit, et was Nützliches zu thun.

Der andere machte es nicht so. Wenn er gerade kein wichtiges Geschäft hatte, so that er oft nichts weiter, als vor der Thüre zu sitzen, oder Toback zu rauchen. Er sagte: was soll ich in der Viertelstunde großes thun? — Aber die Viertelstunden sammelten sich und machten in der Woche oft schon mehrere Stunden aus. Die hatte er nun versplittert mit Nichtsthun. Nun mußte er von seiner andern Zeit etwas dazu anwenden, um das zu verrichten, was er sonst im Vorbeigehen und in kleinen Nebenzeiten ohne viele Mühe hätte ausrichten können. Da wurde ihm oft die Zeit zu andern Arbeiten zu kurz; darüber ward er denn wol verdrießlich, und deshalb wollte es ihm oft nicht gelingen, was er that. Mit seinen Sachen stand es dabei auch nicht recht ordentlich. In den Zäunen waren Löcher und die wurden größer, weil

weil er nicht in einer solchen müßigen Viertelstunde das erste zugemacht hatte. Durch sein Dach regnete es hin und wieder durch, weil er nicht in müßigen Viertelstunden darnach gesehen hatte. An seinem Wagen zerbrach ein Rad, weil er in einer müßigen Viertelstunde den kleinen Schaden nicht gebessert, einen losen Nagel nicht fest geklopft hatte. Da mußte er Geld ausgeben, es wieder machen zu lassen. In seinem Garten hatte er nicht so viele junge woltragende Obstbäume, wie der Andere, weil er in müßigen Viertelstunden keine gepfropft hatte. Kurz, er bekam oft alle Hände voll zu thun, ohne alles vorkommen zu können. Der erste hinterließ Haus und Hof und Ackerwerk im guten Zustande; bei dem letzten fehlte es an mancherlei. Da sagten die Leute: er muß doch nicht gut gewirthschaftet haben!

Ja! sagte der Prediger des Orts, ein guter fleißiger Mann, wer seine Viertelstunden nicht zu Rathe hält, wird selten gut wirthschaften. Wer die Zeit versplittert, dem wird sie immer zu kurz, und er kann weit weniger in der Welt thun, als einer, der sie immer gut anwendet. Nur das, lieben Leute, was ihr thut, bleibt euch von eurer Zeit; sonst ist sie verloren. Und verlorne Zeit findet man nicht wieder. Eher könntet ihr einen Vogel wieder fangen, den ihr aus der Hand fliegen

liegen laßt; oder einen Fisch, den ihr wieder ins Wasser werft.

4.

Die Zeit ist kostbar.

Als Vater Richard einmal davon redete, daß die Zeit etwas so wichtiges sey, so brauchte er ein Gleichniß, und sprach:

Wenn einer von euch sich Tuch zu einem Kleide gekauft hat, so gehet er rätlich damit um, nimmt nichts davon ab, damit er nicht zu kurz komme. Wenn er nun aber das Zeug versplitterte, hier ein Stückchen, dort ein Stückchen abschnitte, dann würde das Zeug alle werden, ehe er sich versähe, oder es würde doch kein Kleid mehr daraus werden. Wer also ein Kleid haben will, der versplittere das Zeug nicht, daraus es gemacht wird.

So ist nun auch mit der Zeit und mit dem Leben des Menschen. Die Zeit ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist; jeder hat sein Theil davon empfangen, so viel als für ihn hinreicht. Wenn dir also dein Leben lieb ist, so versplittere die Zeit nicht;

nicht; du versplitterst sonst etwas von deinem Leben, und dazu ist das Leben zu kostbar.

Es wäre ein anders, wenn man das Leben mehrmals wieder bekommen könnte. Hätte man das Zeug zum Kleide verschnitten, so ließe sich noch wol Anstalt machen, sich was anders zu kaufen, oder zu borgen; wiewol auch das schon schlimm wäre, und keinen guten Wirth anzeigte. — Aber was willst du wol anfangen, wenn dein Leben fort ist? Kannst du das auch wieder kaufen oder borgen? Wenn du einmal sterben sollst, und wolltest auch deine ganze Habe, alle dein Gut, und noch mehr als das ist, nur für eine einzige Viertelstunde hingeben; so könntest du sie doch dafür nicht einkaufen. Ist das nun wol ein guter Wirth, der mit einer so kostbaren Sache, als die Zeit ist, verschwenderisch umgeht, sie unnützer Weise vertändelt, verspielt oder verschläft? — Ich halte ihn nicht dafür, und ihr gewiß auch nicht. Der ist aber ein guter Wirth, der auch das Kleine nicht unkommen läßt, sondern es zu Rathe hält und gut anwendet. Er kommt immer weiter, als ein Anderer. Hältst du also die Zeit zu Rathe, und verschwendest nichts unnütz davon, wens auch nur Viertelstunden sind; so verlängerst du im Grunde dein Leben: denn woraus besteht das Leben anders, als aus Viertelstunden, ja Augenblicken? Und am Ende kommt es ja nicht darauf an: wie viel Jah-

re

re bist du hier auf der Erde herum gegangen? sondern: was hast du gethan? womit hast du deine Zeit hingebracht? was hast du Gutes für dich und andere gearbeitet? Dann muß es doch eine Freude sein, wenn man sich nicht vorzuwerfen hat, daß man das Sei- nige nicht treulich gethan habe; sondern wenn man sein Haupt ruhig und sanft niederlegen und einschlummern kann.

5.

Der träge Kaspar.

Ein Reisender kam im Sommer durch ein Kornfeld und freuete sich über den schönen Se- gen, der weit und breit die Erde bedeckte. Manches Getreide stand so schön, daß es eine Lust zu sehen war; aber auf manchen Aeckern stand es ganz dünne und war mit Unkraut durchwachsen, so daß man oft kaum merken konnte, daß sie besäet waren; und doch hatten die Aecker einerlei Boden, lagen dicht beisammen und hatten also auch gleiche Witterung. Da muß es doch wol an ganz etwas anderem liegen, dachte der Reisende, daß hier so große Ungleich- heit ist. Ich will doch den Landmann fragen,
der

der dort geht. Er begab sich zu ihm hin, grüßte ihn freundlich und fragte: woher es komme, daß unter den vielen fruchtbaren Stücken einige so kahl und mager ständen, daß es widerlich anzusehen sei?

O, sagte der Landmann, die schlechten Aecker gehören dem Nachbar Kaspar. Der hat immer auf seinen Feldern Zeug, das nicht werth ist, daß man es abhauet.

Und woher kommt denn das? fragte der Reisende.

Es muß wol so kommen, antwortete der Landmann, denn wenn ich und andere Bauern drei bis vier Stunden auf dem Felde gearbeitet haben, so liegt Kaspar noch im Bette, oder gähnt, wischt sich die Augen und geht träge im Hause herum. Wenn unsre Saat bald Aehren tragen will, so fängt dieser erst an, auszusäen, und wenn wir einen Acker dreimal umpflügen, so wird er kaum einmal mit seinem fertig. — Da kommt er eben her, sehn Sie doch mal! sie werden gleich merken, was er für ein Zeisig ist.

Der Reisende drehte sich um, und sahe ganz langsam ein Pferd mit einem Karren kommen; das Pferd war so ausgehungert, daß es kaum gehen konnte. Kaspar saß darauf, mit einer zerlumpten Jacke und durchlöcherter Hute; sein Haar war ungekämmt, voll Federn, und
sein

sein Gesicht schmutzig. Er saß so träge da, als wenn er einschlafen wollte.

Das ist doch wahrhaftig ein widerlicher Anblick, sagte der Fremde, ich hätte kaum geglaubt, daß solche träge Leute auf der Welt sein könnten.

Nun sehn Sie, fuhr der Landmann fort, so wie der Acker aussieht, so sieht der Kerl aus, und wie der Kerl aussieht, so sieht das Pferd aus, und so sieht auch Haus, Stube, Kammer, Hof und alles aus. Er hat nicht die Lust einen Nagel einzuschlagen, und wenn ein Stück Holz im Wege liegt, und er stolpert zehnmal darüber, so giebt er sich doch die Mühe nicht, es aufzunehmen.

So geht es ihm wol ganz elend? fragte der Reisende. Denn bei Trägheit kommt ein Mensch selten auf einen grünen Zweig.

Sie haben Recht, erwiederte der Landmann, wie ers macht, so gehts ihm auch. Der Acker trägt immer weniger, das Haus will einfallen, das Pferd läuft kein Vierteljahr mehr, — am Ende wird er wol noch betteln müssen. Dabei kann er nun auch niemals recht vergnügt sein. Ich kenne ihn nun schon so lange und habe ihn noch nie recht lachen sehen. Denn dabei bleibe ich, ein träger fauler Mensch wird nimmer seines Lebens froh. Wo er nur hinsieht, da trifft er Arbeit an, die noch nicht geschehen ist. Er sieht, wie
in

in seiner Haushaltung alles zu Grunde geht; das macht ihn verdrießlich. Durch das viele Schlafen und Stillsitzen wird sein Blut immer dicker, seine Glieder immer langsamer und schwerfälliger: wie kann da ein Mensch gutes Muths sein? Ich für mein Theil lobe mir die Arbeit. Ich bin nicht vergnügter, als wenn ich viel zu thun habe, und wenn ich vor einem Acker vorbeigehe, bei dem ich mirs habe sauer werden lassen, und sehe, wie das liebe Getreide darauf waltet, ach, da lacht mir das Herz im Leibe.

Ihr habt Recht, sagte der Reisende, bleibe bei eurem Fleisse und arbeitet frisch, so wird es euch an nichts fehlen. Denn dem fleissigen Arbeitsmann gukt der Hunger wol ins Haus, aber er wagt sich nicht hinein. Dagegen Trägheit kommt so langsam vom Flecke, daß sie bald von der Armuth eingeholet wird.

Damit nahm er Abschied von dem Landsmann und setzte seine Reise fort. Mit Kasparn ging es bald zu Ende und er gerieth in die elendesten Umstände. Dahin hatte ihn seine Trägheit gebracht.



Ein guter Mensch ist von selbst fleißig.

Gespräch zwischen Richard und einem Hauswirth.

Richard. Wie gehts denn mit der Arbeit, Nachbar? Ich sehe Euch immer geschäftig, und freue mich darüber.

Hauswirth. Ja, Vater Richard, an Arbeit fehlt's nicht. Wir Hausleute haben immer alle Hände voll zu thun und müssen oft vom Morgen bis in den Abend dran.

Richard. Freilich! Zur Arbeit ist der Mensch geschaffen, was kann er also besser thun, als arbeiten? Ich habe mich, ohne Ruhm zu melden, auch in meinen Jahren walfer herumgetrieben und thue auch noch, was ich kann. Das erhält Leib und Seele gesund.

Hauswirth. Aber wenn die Arbeit nur nicht zuweilen so schwer wäre!

Rich. O, das ist doch nicht immer so; es kommt ja auch leichte mitunter, wobei man sich wieder erholen kann. Und, dann, sagt einmal, wollt ihr nicht lieber schwere Arbeit thun, als krank und ungesund daliegen, und gar nicht arbeiten können?

Hausw.

nicht thun könnte, ohne daß es ihm mehr Anstrengung kostet, als dem andern seine leichte Arbeit. Seht nur solche Menschen an, die viele schwere Arbeit thun, als die Landleute, kann man ihnen ihre Stärke nicht recht ansehen? Haltet dagegen einen andern Menschen, der seine Arbeit im Sigen verrichten kann, und nur Kleinigkeiten verrichtet, so werdet Ihr bald den Unterschied merken.

Hausw. Das ist wahr, mit einem schwachen Menschen möcht' ich doch nicht tauschen.

Rich. Nun, die schwere Arbeit, die ihr thut, giebt euch eben eure Kräfte und Stärke. Laßt euch das also nicht verdriessen. Oft aber glaubt man es auch nur so, daß ein Mensch leichte Arbeit hat; sie kann doch schwer genug sein. Denn wenn er auch eben mit den Händen nicht so viel arbeitet, so muß er den Kopf oft mehr anstrengen, und das ist fürwahr nicht eine so leichte Sache, die noch dazu nicht selten den Körper schwächlich und siech macht. Am besten ist's also wenn jeder mit seiner eignen Arbeit sich befaßt, und dabei denkt: Du hast nun einmal diesen Beruf in der Welt, nun arbeite auch darin, als ein braver Kerl. Dann würde alles in der Welt recht gut stehen. Bedenkt was der weise Sirach sagt, Kap. 7, v. 16. „Ob dir's sauer wird, mit deiner Nahrung und Ackerwerk, das laß dich nicht

nicht verdriessen, denn der Herr hat es so geschaffen.“

Hausw. Ihr habt Recht, Vater Richard, ich will mich auch eben nicht beschweren. Aber ich habe doch oft gefunden, daß es Menschen giebt, die gar nichts zu thun haben, und doch leben können und gesund sind. Es ist doch, sonderbar in der Welt.

Rich. Laßt Euch das nicht wundern. Die Schuld liegt nur an den Menschen selbst. Wenn Ihr Leute findet, die nicht arbeiten, so glaubt ja nicht, daß der liebe Gott das so gewollt habe. O, nein! wer nur Lust hat, der findet wol was zu thun, wenn nicht mit der Hand, doch mit dem Kopfe. Solche Leute wollen nur nicht arbeiten, das ist die Sache.

Hausw. Ja, wenn sie es nun nicht nöthig haben, ist es ihnen dann so sehr zu bedenken?

Rich. Nicht nöthig haben? Soll man denn einzig nur darum arbeiten, weil man sonst verhungern müßte? Soll man nur aus Noth was Nützlichcs thun? Was wäre das für ein Mensch, der so dächte!

Hausw. Warum meint ihr denn, soll man noch sonst arbeiten?

Rich. Um sein selbst willen soll man es thun, nicht bloß aus Noth und Zwang, sondern weil das Arbeiten etwas Gutes,

Faulheit und Nichtsthun was Schlechtes ist; weil es also recht schimpflich für einen Menschen ist, wenn er nichts thut.

Hausw. Warum denn schimpflich?

Rich. Das werdet Ihr gleich sehen. Denn stellt Euch mal vor: wenn Ihr ein Knecht wäret, würdet Ihr Euch nicht schämen, wenn ein guter Herr Euch müßig fände?

Hausw. Ja wohl! Aber wenn man nun doch sein eigener Herr ist?

Rich. Gut! Ihr seid euer eigener Herr; soltet Ihr Euch denn nun nicht schämen, Euch müßig zu finden? Oder haltet Ihr Euch nicht so viel werth, als einen guten Herrn?

Hausw. Vater Richard, das ist ein wahres Wort. Ich habe das doch noch nicht so recht bedacht. Es ist wirklich doch schimpflich, wenn man nicht arbeiten will.

Rich. Gut, daß Ihr es einseheth! Nun bedenkt noch weiter! Seht Euch in der ganzen Natur um! Ist nicht alles in Bewegung? in Leben und Thätigkeit? Ein Vogel sogar muß umher fliegen und sich sein Körnlein aufsuchen, ein Wurm muß umher kriechen, sein Futter zu finden, die Spinne muß weben, — kurz jedes Thier thut etwas. Auch ist kein Thier, keine Pflanze, die nicht zu etwas nütze sei und nicht von Menschen oder Thieren gebraucht werden könne. Was sollte nun nicht ein

ein Mensch selbst thun? Den hat der große Gott zum Herrn der Erde gemacht und ihm so viele Kräfte gegeben, wodurch er sich wirklich zum Herrn über Alles machen kann, was auf der Erde ist. Wäre es nun wol rühmlich, wenn der Mensch allein nichts thun wollte? Ein Mensch der nichts thut, ist auch nichts in der Welt nütze. Ist es nun nicht eine Schande, wenn es heißen muß: Zwar jede Pflanze, jedes Kraut, jeder Wurm hat seinen Nutzen in der Welt; aber dieser und jener Mensch ist zu nichts nütze, denn er thut nichts als Essen und Trinken?

Hausw. Ja wol! das ist eine rechte Schande.

Nich. Da seht Ihr nun, daß ein guter Mensch eben nicht allein aus Noth arbeitet, sondern auch schon deswegen, weil er es für etwas Gutes, Nichtsthun dagegen für etwas Schlechtes erkennt. Jeder soll daher denken: Der liebe Gott hat mir meine Glieder und Kräfte nicht umsonst gegeben, daher will ich arbeiten. Sollte ich nichts thun und müßig leben, so brauchte ich nur Magen und Mund zu haben — wie schimpflich daher, wenn ein Mensch nichts anders, als Magen und Mund sein will!

Faulheit macht alles schwer.

Wie mag es zugehen, daß gewissen Leuten die Arbeit so sauer ankommt, da sie doch gesund und stark sind? So fragte einmal einer seinen Nachbarn. Das will ich Dir sagen, antwortete er ihm: wenn Leute, die ihre gesunden starken Glieder haben, doch so viel Mühe bei der Arbeit haben, so kommt es daher, daß sie es verkehrt anfangen, oder daß sie faul sind. — Wie verstehst Du das? fragte der erste wieder. Ich verstehe es so, erwiderte der Nachbar, daß die Leute ihre Arbeit nicht zu rechter Zeit thun, wie neulich Steffen, der sein Land nicht pflügte, als es vom Regen geschmeidig war, und nachher, als es wieder trocken war, in dem harten Lehmboden doppelte Arbeit hatte; oder daß sie die Arbeit, die sie zuerst thun sollten, zuletzt thun. Sind sie nun vollends faul, da wird ihnen alles schwer, was sie nur thun, denn sie greifen alles unlustig an. Komm mit mir! ich will Dir ein Paar Leute zeigen, die arbeiten, da sollst Du selbst den Unterschied sehen zwischen einem dem die Arbeit schwer wird, und einem, dem sie leicht wird.

Sie gingen nach einer Stelle, wo ein neues Gemäuer aufgeführt werden sollte. Hier lagen

lagen 2 Haufen Feldsteine von allerlei Größe, und bei jedem war ein Arbeiter, der seinen Haufen weg und an einen andern Platz bringen sollte. Der eine dieser Arbeiter war lustig und guter Dinge, er arbeitete mit Lust und pfiff dazu. Die größten Steine nahm er zuerst, griff sie hurtig an und trug sie ohne Zaudern weg; die kleinern konnte er dann bequem nachholen, und ruhte sich dabei so zu sagen aus, weil die Arbeit immer leichter wurde. — Der andre stellte sich ganz anders an; er sah sauer aus, so daß man es ihm anmerken konnte, er möchte lieber nicht arbeiten. Wenn er an einen etwas größern Stein kam, so sah er ihn erst eine Zeitlang an, als wenn er sich bedächte, ob er ihn nehmen sollte oder nicht. Er stellte sich immer vor, daß er schwerer sei, als er wirklich war; dann ließ er ihn liegen und trug einen kleinern ganz langsam weg. Nun behielt er alle schwere Arbeit bis zuletzt, die sollte dann erst gethan werden, wenn seine Kräfte schon durch die erste etwas ermüdet waren. Bei alle dem kam er sehr langsam vom Flecke.

Da siehst Du nun, sagte der Nachbar zu dem andern, den Unterschied im Arbeiten. Dem ersten sieht man es gleich an, daß er ein fleißiger Mensch ist und mit Lust arbeitet; dem andern sieht man es eben so bald an, daß er faul ist, daher ist er verdrossen und unlustig bei der Arbeit, die doch gethan werden muß,
fängt

fängt sie verkehrt an, und macht sie sich dadurch selbst schwer. Laß uns gegen Abend wieder hergehen und das Ende absehen.

Sie gingen fort und kamen gegen Abend wieder. Der erste von den Arbeitern hatte sein Werk fast ganz vollendet; sie standen noch ein wenig und sahen, wie er den letzten Stein wegtrug. Nun, Gottlob! sagte er, mit einem zufriedenen Gesichte, der Tagelohn ist verdient! Nun soll mir eine Pfeiffe recht schmecken, und dann das Abendessen. Bis dahin habe ich Zeit zu ruhen. — Der andere Arbeiter hatte noch einen ziemlichen Haufen vor sich, und da er nun sahe, daß der erste schon fertig war, und er allein nacharbeiten mußte, so wurde er noch verdrießlicher, schalt und schimpfte auf die schweren Steine, als wenn die es hörten und was davor könnten, als wenn nicht an ihm allein die Schuld gelegen hätte. Bei solchem verdrießlichen Gemüthszustande wurde ihm seine Arbeit noch widerlicher, darum krigte er sie auch gar nicht fertig, sondern mußte endlich so weggehen, ohne seinen Tagelohn ganz verdient zu haben.

Siehst Du nun? sagte der Nachbar da wieder zu dem andern, hat sich nun der Mensch nicht selbst die Arbeit sauer gemacht? Warum that er nicht, wie der erste und griff munter und flink an? dann wäre er auch fertig gewesen und hätte sagen können: nach gethauer
Ar-

Arbeit ist gut feiren! Faulheit und Fleiß hat man für Ein Geld, und doch bringt letzterer so viel mehr ein. Denn Faulheit macht alle Dinge schwer, Fleiß macht alles leicht. Nun geht er misvergnügt nach Hause; beim Essen wird er nicht so zufrieden sein, als der erste; im Hause hat man keine Freude von ihm, denn es liegt ihm in den Gedanken, daß er am andern Morgen wieder aufs neue bei der alten Arbeit anfangen muß, da der erste schon ein frisches Geschäfte vornehmen kann und ihm also weit zuvorkommt. Mit Recht heißt es: Lust und Liebe zum Dinge, macht Müß und Arbeit geringe.

8.

Wer ein Gewerbe hat, hat ein Rittergut.

In einer Stadt wohnten zwei Bürger von ungleichen Vermögensumständen. Der eine hatte sich durch Holzhandel viel Geld erworben, und hatte nur einen Sohn. Der andere lebte von seinem Gewerbe, als Bierbrauer, und hatte mehrere Kinder. Weil nun der erste reich war, so verließ sich sein Sohn darauf und wollte

wollte nichts recht lernen; denn er dachte, er hätte es nicht nöthig und könne mit seinem Gelde überall wol in der Welt fortkommen. Das Unglück war, daß er verzogen wurde, weil er nur der einzige Sohn war, und darum ward ^{er} eben so unverständlich, daß er glaubte, wer nur reich sei, der sei über alle Berge weg.

Der Bierbrauer machte es anders. Er ließ seine Kinder nicht müßig herum gehen, sondern erzog sie gut und hielt sie zu nützlichen Dingen an; wobei er oft zu ihnen sagte: wenn ich euch auch einst Geld hinterlassen könnte, so würde euch das doch nicht viel helfen, wenn ihr nichts Nützliches versteht. Denn das Geld könntet ihr auf eine oder andere Art verlieren. Aber habt ihr was gelernt und versteht zu arbeiten, so kommt ihr wol fort, wenn ich euch auch nichts hinterlasse; denn wer ein Gewerbe hat, der hat ein Rittergut. Dies nährt immer seinen Mann und kann nicht leicht verloren gehen. Ihr seht ja, daß mein Gewerbe so viel einbringt, daß wir alle davon leben können; unsere Haushaltung kann bestehen, weil die Einnahme sicher ist und ich immer Abgang habe, wenn ich gutes Bier braue. Kurz, dabei bleibe ich, wer ein Gewerbe hat und es gut treibt, hat ein Rittergut. — Da seine Kinder nun bei Fleiß und Arbeit erzogen wurden und tüchtige Leute wurden, so brachte er seine Töchter an recht gute und verständige Bür:

Bürgerleute an, die ihr gutes Auskommen hatten. Der eine Sohn lernte das Gewerbe seines Vaters, der andere das Tischlerhandwerk, weil er dazu vorzüglich Lust hatte, und wurde ein geschickter Meister.

Als nun der Holzhändler und der Bierbrauer schon gestorben waren, da zeigte sich erst recht, welche von den Kindern beider am besten dran waren. Der Sohn des ersten erbte zwar viel Geld; aber eines Theils wußte er nicht recht damit umzugehen, hatte nicht erfahren, daß das Geld zwar leicht auszugeben, aber sauer zu verdienen ist; und dann erwarb er nichts zu, sondern zehrte immer drauf los, und da weiß jeder, wie es am Ende geht, denn nimmst du immer Mähl aus der Tonne und thust nie etwas hinein, so kommst du bald auf den Boden. Kurz, die Freude hatte in einigen Jahren ein Ende, und er würde in elenden Umständen gewesen sein, wenn ihm nicht noch zum Glücke von seines Vaters Bruder, einem Pferdehändler, eine Erbschaft von einigen tausend Thalern zugefallen wäre. Nun nahm er sich vor, häuslicher zu leben und besser mit dem Gelde umzugehen. Er that es auf Zinsen aus. Aber nach einigen Jahren wurden ihm die nicht mehr bezahlt; der Kaufmann, dem ers geliehen hatte, machte einen Bankerott und so rettete er wenig oder nichts. Sein Haus
wur:

wurde nach und nach verschuldet und er mußte es zuletzt den Gläubigern überlassen. Da war er nun doch ohne Dach und Fach, ohne Haus und Geld. Hätte er nun ein Gewerbe verstanden, so konnte er sich doch noch helfen; aber er verstand nichts, der Arbeit war er nicht gewohnt, kurz er starb endlich in den kläglichsten Umständen, und hatte also die Lehre theuer genug bezahlt: Daß Geld allein doch nicht die Hauptsache sei.

Die Söhne des Bierbrauers dagegen hatten ihre guten Gewerbe, die ließen sie nicht im Stiche; denn ein Handwerk macht keinen Bankerott: ja sie halfen sich nicht nur gut fort, sondern konnten noch einen Nothpfeffer sparen. Da dachten sie oft an ihren Vater und segneten ihn noch dafür, daß er sie in den Stand gesetzt hatte, sich in der Welt ihr Brot zu verdienen, und dadurch mehr an ihnen gethan hatte, als wenn er ihnen Geld hinterlassen hätte.

Mit Recht sagt auch der weise Sirach: Wer sich mit seiner Arbeit nährt und läßt ihm begnügen, der hat ein fein ruhiges Leben. Das heißt einen Schatz über alle Schätze finden. Kap. 40, 18.

Die beiden Arbeiter.

Zwei Leute arbeiteten um Lohn bei einem Manne, und sie sollten jeder in einem besondern Garten ein Stück Landes umgraben. Der eine von den Arbeitern war groß und stark, der andere klein und schwächer. Da sahe der erste den letztern verächtlich an und sagte: soll der mit mir im Arbeiten Schlag halten? Wenn der sein Tagelohn verdient, so muß ich das doppelte haben, denn ich kann weit mehr thun. Der Mann, der sie bedungen hatte, sagte darauf: Es wird sich zeigen! Wenn Ihr wirklich mehr thut, als der andere, so kommts mir nicht drauf an, ich will Euch mehr geben, als den gewöhnlichen Tagelohn. Diesen Abend wollen wir sehn. Der andere Arbeiter sagte: Je nun! ich thue, was ich kann; an meinem Fleiße solls wenigstens nicht fehlen, und mehr, als ich verdient haben werde, verlange ich auch nicht.

Nun ging jeder an seinen besondern Ort zu seiner Arbeit. Der große starke Mensch fing erst so rasch und eifrig an, daß es eine Lust war. Aber das dauerte nicht lange. Er stand dann wieder eine Zeitlang stille, zündete sich eine Pfeiffe an; dann grub er wieder eine
Zeit

Zeit eilig fort, ruhte dann wieder, und so fort. Immer aber verlieh er sich darauf, daß er stärker sei und also doch mehr fertig haben würde, als der andere.

Als nun der Abend kam, da ging der Hausherr hin, um nach den Arbeitern zu sehen, und ihnen ihren Lohn zu bezahlen. Zuerst besah er die Arbeit des großen starken Menschen, und der hatte denn ein ziemliches Stück fertig; doch hatte der Herr, nach seinen ersten Reden, mehr von ihm erwartet. Nun, sagte er, kommt, und laßt uns sehen, was der andere gethan hat, und wie viel Ihr mehr fertig habt. Sie gingen hin; aber wie wunderten sie sich, als sie seine Arbeit sahen. Er hatte eben aufgehört, und das ganze Stück, das eben so viel betrug, als was der andere gemacht hatte, war ganz umgegraben und dabei recht gut gearbeitet.

Seht ihr nun? sagte der Hausherr, so habt Ihr beide doch gleichviel verdient; und Ihr großer vermaßt euch erst so viel. Ei, fragte dieser nun den andern, wie habt Ihr denn angefangen, daß Ihr so viel fertig bekommen habt? Ich dachte, Ihr würdet kaum halb so viel gethan haben, als ich. — Ich habe es so gemacht, sagte der andere: ich fing gleich ganz ebenmäßig bei meiner Arbeit an, übereilte mich nicht und arbeitete dann immer so in einem Gange fort, ohne abzulassen; denn dabei

bei konnte ichs aushalten. Mittags aß ich mein Essen und ruhte darnach eine halbe Stunde; dann fing ich so eben wieder an, stand nicht stille, sahe mich nach nichts weiter um, und bei diesem ebenmäßigen Gange bin ich mit dem ganzen Stücke fertig geworden.

Wahrhaftig! sagte der andere, Ihr habts flüger gemacht, als ich; denn ich habe viel geruht und nur stoßweise gearbeitet.

So seht Ihr beide, sprach der Herr, daß es nicht auf die Kräfte allein ankommt. Ein Schwächerer kann auch viel thun, wenn er nur in einem weg bei der Arbeit bleibt und anhaltend geschäftig ist. Denn Anhaltbarkeit und Stetigkeit bei der Arbeit schafft mehr, als wenn man nur ruckweise arbeitet. Da heiße es im Sprichworte:

Kleine Hiebe fällen zuletzt große Eichen; und:

ein immerfallender Tropfen hölet Steine aus.

Das soll heißen: wer nur beharrlich ist, bringt auch schwere Arbeiten zu Stande.

Was du kannst heute thun,
das laß nicht bis morgen ruhn!

Wenn ein kluger Mensch sich heute einen Vortheil machen kann, so wartet er nicht bis morgen, weil dann leicht die Gelegenheit dazu entwischt sein könnte, sondern er nimmt ihn gleich wahr. Eben so wenig verschiebt ein kluger Mensch eine Arbeit, die er heute thun kann, bis morgen; denn jede Arbeit bringt doch auch einen Vortheil, und dazu könnte die Gelegenheit auch morgen vorüber sein. Wie manchem Landmann mag es begegnet sein, daß er das Einfahren seines Kornes bis zum andern Tag verschob; der Tag kam, aber mit ihm auch der Regen, das Korn wurde naß und mußte noch länger stehen. So zieht ein Aufschub leicht den andern nach sich, und wenn daher ein träger Mensch zuweilen sagt: morgen ist auch ein Tag; so kann man ihm antworten: morgen ist auch wol ein Hinderniß! Was aber einmal gethan ist, das bleibt; deshalb ist's vernünftig, nichts auf eine andere Zeit zu verschieben, was man jetzt eben so gut thun kann.

Ein Handwerksmann hatte auch die üble Gewohnheit, daß er Arbeiten, die ihm nicht

so

schob. Davon will ich eine Geschichte erzählen.

In einer Stadt wurde heimlich ein Aufbruch veranstaltet, gegen diejenigen, welche die Regierung führten. Alles war so eingefädelt, daß die Magistratspersonen in einer Nacht sollten umgebracht werden. Da fand sich einer der Mitverschwornen, der ging in sich, und wollte den Anschlag gern wieder hintertreiben. Er schrieb also einen Brief an den ersten von den regierenden Männern und entdeckte ihm die ganze Sache, daß er Anstalten dagegen machen könnte. Diesen Brief schickte er durch einen Boten zu ihm und ließ ihm sagen: er mögte doch den Brief gleich lesen, es ständen wichtige Sachen darin. Nun war dieser Mann eben auf einem Gastmale in einer lustigen Gesellschaft. Als ihm der Brief gereicht wird, so steckt er ihn in die Tasche, mit den Worten: ich will ihn morgen lesen. Der Bote sagt darauf: er möchte ihn lieber gleich lesen, weil was wichtiges darin enthalten sei. „Eben darum,“ versetzte jener, „wichtige Sachen auf morgen! Heute will ich vergnügt sein.“

Das bekam ihm aber sehr übel. Denn als alle noch im besten Vergnügen sind, fallen die Verschwornen in der Nacht ins Haus, bringen ihn um und die andern, die die Regierung

gierung hatten. Diesen kostete also der Aufschub, einen Brief zu lesen, das Leben.

Nicht viel besser wäre es beinahe in einem andern Lande, in England, gegangen. Hier hatten einige böse Menschen sich verschworen, den König und seine vornehmsten Rätthe auf einmal umzubringen. Einige Tage vor der boshafsten Ausführung fand sich doch einer von den Mitbewußten, den sein Gewissen schlug. Er schrieb an einen der Rätthe, und warnte ihn, den Tag nicht in das Haus zu gehen, wo sich der König und seine Rätthe versammelten, weil allen eine große Gefahr drohe. Dieser wird dadurch aufmerksam und zeigt die Sache gleich an. Man läßt den Tag vorher das Haus selbst und die Nebengebäude genau untersuchen, und findet in einem Keller, gerade unter dem Hause, eine große Menge Schießpulver, und einen Kerl dabei. Diesen greifen sie, und der sagt aus: daß das Pulver am andern Tage, wenn der König und seine Rätthe in voller Versammlung gewesen wären, hätte angezündet, und so alles mit einemmale auf eine schreckliche Art in die Luft gesprengt werden sollen. — Wie erstaunte man über eine solche Bosheit! Und wie dankte man Gott, daß man durch eine baldige Untersuchung einer so großen Gefahr entgangen war! Was würde aber nicht geschehen sein, wenn sie die Untersuchung nur noch

E 2

eine

eine kurze Zeit aufgeschoben hätten! Denn der Kerl sagte: wenn er nur gleich Feuer zur Hand gehabt hätte, so würde er gleich, wie sie zu ihm in den Keller traten, das Pulver angesteckt, und sich selbst, sie alle und das Haus in die Luft gesprengt haben, wobei gewiß auch ein großer Theil der Stadt eingäschert worden wäre. Zum Glücke aber kamen sie ihm einige Stunden früher auf den Leib, da er nicht Zeit hatte, Feuer anzumachen.

Wenn nun auch nicht allemal durch das Aufschieben einer Sache eine so große Gefahr zu fürchten ist; so bleibt es doch immer übel gethan, etwas aufzuschieben, was man jetzt thun kann. Denn entweder ist die Gelegenheit nachher fort, oder man bekommt Verhinderungen, oder die Geschäfte häufen sich doch so, daß man alles nur halb thun kann. Gewöhnlich sind es nur faule, unordentliche Leute, die gern eine Sache aufschieben. Ein rechtlicher, ordentlicher Mensch denkt: warum sollte ich das Gute nicht gleich thun? Ist mir denn nur so wenig daran gelegen? Besser ist's, es eher, als es später thun. Arbeitet, weils heute heißt; denn ihr wißt nicht, was euch morgen in den Weg kommen kann. — Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen!

II.

Die tüchtige Hausfrau.

Ein junger Handwerksmann nahm nach seines Vaters Tode dessen Haus an und wollte das Gewerbe fortführen. Es waren aber noch jüngere Brüder und Schwestern, die auch ihren Theil aus dem Nachlasse haben sollten, und mit auf das Haus Anspruch hatten.

Nun fanden sich einige Leute, die ratheten dem jungen Manne, er solle sich eine Frau nehmen, die etwas Vermögen habe, um sich mit den Geschwistern besser abzufinden und sich selbst besser einrichten zu können. Sie schlugen ihm die Tochter eines Goldschmids vor, die einige hundert Thaler hatte. Aber der junge Mann sagte: es wäre mir zwar recht lieb, wenn ich eine Frau kriegen könnte, die etwas Vermögen hat; aber, nach dem Gelde allein will ich nicht freien, die Hauptsache ist ja doch immer, ob die Person gut von Gemüth und eine tüchtige Wirthin ist. Wenn das nicht ist, so hilft das Geld nicht viel; ist aber die Frau wirthschaftlich und der Mann fleißig, dann kommt man wol fort.

Gegen diese verständige Reden konnte keiner was einwenden. Da nun des Goldschmids Tochter nicht recht zur Arbeit angehalten war,
und

und viel auf ihren Staat hielt; so dachte er ganz recht, sie sei für ihn nicht, sondern für einen Vornehmern, als er, der nicht so sehr nöthig hätte, auf eine arbeitsame Frau auszugehen. Er versprach sich nun mit der Tochter eines Landmanns, die als eine verständige und fleißige Person bekannt war, ob sie gleich wenig mitbrachte. Als er sie geheirathet hatte, ließ die junge Frau sich die Wirthschaft recht angelegen sein, so daß man sahe, er hätte sich in seiner Wahl nicht betrogen. Da sie brav arbeiten gelernt hatte, und gewöhnt war, früh bei der Hand zu sein, so wurde alles im Hause auf die gehörige Weise beschickt. Sie sorgte, daß alles immer im Haushalte zu rechter Zeit und am rechten Orte da war. Die Leute im Hause schämten sich, weniger betriebsam zu sein, als die Hausfrau; daher waren sie auch bei der Hand und richteten sich nach ihr. Denn eine gute Hausfrau kann das ganze Haus verbessern. Da es sonst in den Städten gewöhnlich ist, daß man Morgens länger schläft und Abends später aufbleibt; so brachte sie das gegen es dahin, daß man Morgens früher auf war und Abends auch früher zu Bette ging. Denn sie dachte ganz richtig, die Morgenzeit sei zum Arbeiten die beste, weil da der Körper frisch ist, sich erholet hat, und so alles leichter wird. Abends aber kann man nicht so gut arbeiten; ist also nicht gerade ein
Noth:

Nothfall, so thut man besser, man legt sich früh nieder, so ist man früh wieder munter. Ihr Sprichwort war:

Früh zu Bett und früh heraus,
Macht gesund, weiß und reich das
Haus.

Als sie nun einige Jahre so gewirthschaf-
tet hatten, da fand der Mann seine Umstände
merklich gebessert; er konnte sich mit seinen Ge-
schwistern abfinden und blieb im guten Stan-
de. Er freute sich immer darüber, daß der
liebe Gott ihm eine so gute Frau bescheret
hatte, und daß er auch nicht nach dem Gelde,
sondern nach guten Eigenschaften gefreiet hatte.

Gar schön sagt auch der weise Sirach:
„Ein häusliches Weib ist ihrem Manne
eine Freude, und macht ihm ein fein ru-
higes Leben.“ Kap. 26, 2.

Und ein anderer weiser Mann: „Ein
gutes Weib geht mit Wolle und Flachs
um und arbeitet gerne mit ihren Hän-
den. Sie steht früh auf und giebt Fut-
ter ihrem Hause und Essen ihren Leuten.
Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken,
und ihre Finger fassen die Spindel. Sie
macht sich Decken und Kleider. Ihr
Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig
ist. Spr. Salom. 31.

Des Herrn Auge.

Ein Pächter, Namens Martin, wollte eine kleine Pachtung annehmen, die im Ruhe stand, als lasse sich nicht gut darauf fortkommen. Der vorige Pächter war allerdings ein fleissiger Mann gewesen, hatte selbst brav Hand mit angelegt, und doch Mühe gehabt, daß er nur ausreichte. Dieser sein Nachfolger war ein ällicher Mann, der noch dazu an einer Hand einen Schaden hatte, so daß er selbst nicht arbeiten konnte. Nun sagten die Leute: dieser wird gar kein Brod halten können; da es seinem Vorgänger schon so sauer wurde, der doch tüchtig arbeitete. Doch diesmal hätten sie sich geirrt; Pächter Martin kam viel mehr recht gut fort: sein Feld wurde gut gedüngt und bearbeitet, und trug also reichlich; sein Vieh war von gutem Aussehen; seine Leute arbeiteten fleissig und tüchtig.

Wie machte denn der Mann, daß dies alles so gut ging? — Das wollen wir hören!

Sein Vorgänger hatte freilich selbst brav gearbeitet, denn er hatte die Regel, die ganz richtig ist: Wer durch den Pflug gewinnen will, der muß ihn selbst führen oder treiben. Aber er hätte lieber weniger selbst

ar

arbeiten und dafür mehr auf seine Leute sehen sollen. Das war wol nicht immer so recht von ihm geschehen, und darum war die meiste Arbeit nicht gut von Statten gegangen.

Pächter Martin konnte nun nicht selbst arbeiten; aber desto genauer gab er auf seine Leute Acht. Er ging oder ritt überall herum, war bald hier, bald dort bei ihnen zugegen, ehe sie sichs vermutheten. Dabei war er aber kein unbilliger Mann, dem seine Leute nie genug thun können; allein, er wußte recht gut, wie viel ein gesunder Mensch arbeiten kann, und verlangte mit Recht, daß jeder das, was er that, ordentlich und tüchtig machen mußte. Er sahe drauf, daß gepflügt wurde, wie sichs gehört, nicht zu flach und nicht zu tief, je nachdem der Boden war, denn er verstand es; er war beim Säen, beim Mähen, Binden, Einfahren zugegen; da durfte keins müßig sein, nichts nur obenhin und halbwege gethan werden. Er ging oft in die Ställe, besahe sein Vieh, ob es gehörig Streu und Futter hätte, ob die Pferde gestriegelt würden, wie das Wagen: Sattel: und Sielenzeug im Stande wäre. Er kam in die Scheuren, wenn gedroschen wurde, ob man rein ausschlage, gut rein mache. Kurz er war auf alles bedacht und nichts entging ihm so leicht. Da seine Leute dies einmal wußten, so machten sie ihre Sachen auch ordentlich, denn ein ordentlicher

der betriebsamer Herr macht auch ordentliche Leute. Keiner wollte sich gerne sagen lassen: sieh! was du da gethan hast, das hättest du tüchtiger machen können; so ist's nur halb gethan. Sie wurden aber auch gut gehalten, kriegten ihr Essen zu rechter Zeit, brauchten nicht auf ihren Lohn zu warten; und wenn einer oder der andere krank war, oder sonst Hülfe bedurfte, so nahm der Herr sich dessen an, denn er sagte: ordentliche Leute müssen auch ordentlich behandelt werden, und ein guter Arbeiter ist des Lohns und der Pflege werth. Seine Leute waren auch wirklich wegen ihrer Tüchtigkeit bekannt, und man mochte gern einen Knecht haben, der bei Pächter Martin gedient hatte. Aber selten verließ einmal einer seinen Dienst; es mochte denn sein, daß er selbst für sich was anfangen wollte, oder daß Martin selbst einen beredete, bei einem benachbarten Pächter in Dienst zu gehen, wenn ihn zuweilen einer bat, ihm einen von seinen Leuten zu überlassen.

Also waren die Umstände des Pächters Martin so gut, seine Sachen und sein Hausstand so in Ordnung, wie sie nur bei einem von den Nachbarn sein konnten. Da wurde es denn wahr, was das Sprichwort sagt: des Herrn Auge beschickt oft mehr, als seine beiden Arme.

Der Nagel im Hufeisen.

Water Richard gab unter andern auch oft die Regel: daß man nichts für geringe halten müsse, woraus etwas großes herkommen könne. Wenn Ihr ein Loch im Kleide habt, sagte er, und macht es nicht gleich zu, sondern denkt: es hat nicht viel zu bedeuten; so wird es bald größer und das Kleid ist verdorben. Wenn im Dache ein Ziegel fehlt, oder ein Loch ist, und Ihr laßt nicht gleich einen Ziegel wieder auflegen, oder mit einer Handvoll Stroh zudecken, so reißt es ja weiter ein. Wenn ein Nagel aus dem Wagenrade weg ist, und Ihr schlagt nicht einen neuen ein, so kann zuletzt Rad und Wagen zusammenfallen und Ihr könnt selbst mit zu Schaden kommen. —

Wie meint Ihr das? fragte ihn einst einer, als er das letzte sagte. — Ihr könnt ja umwerfen, unter den Wagen kommen und Arm und Bein brechen, antwortete Richard. — O, so gefährlich wirds doch auch wol nicht sein, um eines Nagels willen, sagten darauf einige junge Leute. — Besser wirds denn doch wol mit dem Rade nicht, erwiederte er, wenn ein Nagel darin fehlt; sondern von Tage zu Tage schlechter, und da kann es wohl
zu

zuletzt so weit kommen. Davon kann ich Euch eine Geschichte erzählen, die ich selbst mit erlebt habe, daß ein schöner junger Mensch durch Mangel eines Nagels im Hufeisen um sein Leben kam. — O, erzählt sie uns! riefen sie. Richard erzählte:

Als der Krieg mit den Preussen und dem Kaiser war, da lagen in dem Dorfe, wo ich wohnte, eine Partei Reuter von den Preussen, recht ansehnliche Leute, die uns damals zwar viel kosteten, doch gegen uns sich recht gut nahmen, daß wir eben über sie nicht klagen konnten. Unter diesen war auch einer, der hieß Lünzmann, ein rechter rüstiger Kerl und so pffiffig und auf alle Schliche im Kriege ausgelehrt, als irgend einer. Der war immer bei der Hand, wenns was von dem Feinde zu erbeuten gab, und so dreist, daß er sich bisweilen ganz allein dahin wagte, wo die Feinde nicht weit waren, und ehe sie sichs versahen, ihnen ein Pferd weggenommen, oder sonst einen Streich gespielt hatte. Er war deshalb auch schon bekannt geworden, und der Feind wollte ihn gern haben und hatte ihn mehrmals nachgesetzt. Aber sein Pferd war so gut zugeritten und lief so schnell, daß er sich darauf verlassen konnte. Bisweilen hatte er sich verkleidet und wagte sich wol in der Nacht bis zum Feuer, wo die Feinde herum lagen, als wenn er zu ihnen gehörte. Dann nahm er
seine

seine Gelegenheit wahr und ehe sie sich versahen, jagte er mit einem Pferde davon, oder hatte sonst was angerichtet. Dann hieß es: das hat gewiß wieder der pffiffige Kerl gethan! Aber wir kriegen ihn auch wol einmal!

Diesen Menschen brauchten nun seine Officiere gern, wenns drauf ankam, den Feind auszuspioniren, oder sonst einen listigen Streich auszuführen. Nun traf sichs einst, daß sie Nachricht bekamen, der Feind werde bald einige Wagen mit Kriegsgeräthen und Geld zugefahren kriegen. Die wollten die Preussen gern auffangen, und gaben also diesem Lünzmann den Auftrag, daß er die Wege und die Gegend erst auskundschaften sollte, um zu sehen, wo es am leichtesten auszuführen sei. Gleich war er bei der Hand, weil er dachte, es sei für ihn selbst auch was dabei zu machen. Er wollte schon aufs Pferd steigen, da sahen einige Leute, die dabei waren, daß ein Hufeisen etwas los sei, und sagten ihm, er möchte das erst fest machen lassen, denn es fehlte auch ein Nagel darin. Aber er wollte sich die Zeit nicht lassen, dachte auch wol, er würde von seinen Obern bestraft werden, wenn sie merkten, daß er nicht bei Zeiten darnach gesehen; er nahm nur einen Hammer und klopfte die andern Nägel fest, so gut es gehen wollte, ließ den fehlenden nicht einsehen, indem er sagte: es werde wol dasmal so gehen. Dadurch that er sich nun eben gro-
ßen

fen Schaden, denn es hatte gefroren, die Wege waren scharf. Als er ein paar Stunden geritten hat, so geht das Hufeisen doch wieder los, das merkte er am Gange des Pferdes; aber nur hatte er keinen Nagel und Hammer und konnte es nicht wieder fest machen. Er mußte so weiter. Aber bald verliert das Pferd das Eisen, und auf den scharfen, steinigten Wegen kann es nun mit dem einen Fuße nicht recht fort; es fängt an zu hinken, und stolpert endlich so, daß es nicht weiter kommt, sondern fällt, und nicht wieder aufkommen kann. Nun war Lünzmann schlimm dran; er muß das Pferd liegen lassen und fängt an, zu Fuß zurückzugehen. Um nicht vom Feinde ertappt zu werden, weicht er seitwärts vom Wege ab. Aber da streifte doch ein Haufe von Kosacken umher; das sollen Leute sein, die nichts schonen. Die wurden ihn bald gewahr, holten ihn ein, und da sie ihn als Feind erkannten, so schlugen sie ihn nieder und plünderten ihn aus. Seht, so ging's Lünzmann! Hätte er doch den Nagel eingeschlagen!

Glaubt Ihr nun noch nicht, daß aus einem kleinen Versäumniß ein großes Unheil entstehen kann? Hier ist's ja offenbar; denn aus Mangel eines Nagels ging das Hufeisen, aus Mangel eines Hufeisens ging das Pferd und aus Mangel eines Pferdes ging der Reuter verloren.

Das Leckermaul.

Eine Bürgerfrau in mittelmäßigen Vermögensumständen aß gern etwas Leckeres. Die gewöhnlichen Speisen, womit andere ihres Standes sich behalfen und wobei sie sich wohl befanden, waren ihr nicht genug; sie mußte immer ein wenig Besseres haben, weil man doch, sagte sie, nicht leben könne, wie ein Knicker. Das wäre nun richtig gewesen, wenn Frau Lecker es hätte ausführen können. Da lag aber eben. Der Verdienst ihres Mannes betrug nicht mehr, als bei andern Bürgern, und das Essen kostete immer mehr, als es den andern kostete. Statt sich also nach der Decke zu strecken, welches vernünftig gewesen wäre, verthat sie mehr, als die Umstände erlaubten, das war unvernünftig. Zum Unglücke wurden auch ihre Kinder nach und nach an dergleichen gewöhnt, und wollten mit Speisen, die schlecht und recht waren, nicht mehr fürlieb nehmen.

Die übeln Folgen kamen auch bald. Denn da fast alles auf den Mund verwandt wurde, so fehlte es bald an andern nothwendigen Sachen. Der Hausrath war im schlechtesten Zustande, die Kleider sahen übel aus, das Haus verfiel und die Umstände wurden immer schlech-

schlechter. Nun mußten sie wol endlich nothgedrungen aufhören zu leckerieren, und wieder schlechter essen, aber das Schlechtere nach dem Bessern schmeckt leider nicht! und so hatte die Frau auch Mann und Kinder mit verdorben. Diese letztern fanden auch nach dem Tode der Eltern wenig oder nichts vor, denn eine fette Küche macht ein mageres Testament. Sie wurden bei andern Leuten im Dienst untergebracht, und da dankten sie es ihren Eltern nicht, weil die Schuld daran waren, daß sie erst lecker zu leben angefangen hatten, und mager zu essen aufhören mußten.

Wärs nun nicht besser gewesen, wenn sie erst lieber mager gewöhnt worden wären? Hätten sie es dann nachher fetter haben können, nun gut! Man gewöhnt sich leicht vom Schlechtern zum Bessern, aber schwer vom Bessern zum Schlechtern. Vernünftige Eltern werden dies bedenken und sich nicht so an ihren Kindern versündigen, daß sie sie leckerer gewöhnen, als sie es einst in ihrem Leben immer werden haben können. Wer nicht ohne Leckerbissen leben kann, der wird zuletzt um das liebe Brod betteln.

Noch ein Exempel! Ein Bauerssohn war von seinem Vater in recht guten Umständen hinterlassen, weil der brav gewirthschaftet und was vor sich gebracht hatte. Der Sohn heirathete noch dazu ein Mädchen, das ihm auch

und so in allen Stücken. Was Wunder denn, daß das Vermögen immer geringer ward, und nach einigen Jahren ganz alle war! Denn, wo die Männer, statt zu pflügen und zu mähen, ins Wirthshaus gehen, und die Weiber, statt zu spinnen und zu pflanzen, Kaffee trinken, da heißt es vom größten Gute bald: wie gewonnen, so zerronnen! Aber die Lust zu arbeiten hatte sich nicht eingefunden! denn wer die einmal fahren läßt und sich zum bequemen Leben gewöhnt, bei dem kommt sie nimmer wieder.

Wie ging es denn nun? — Wie man leicht denken kann! die Wirthschaft verfiel ganz; im Hause war immer Zank, Streit und Unlust. Der Mann machte der Frau und die Frau dem Manne Vorwürfe, die Leute wollten in solchem unordentlichen Hause nicht bleiben. Am Ende mußte der Mann den Bauernhof an einen andern abtreten und sich und seine Frau kümmerlich ernähren, so gut es angehen wollte, auch selbst oft saure Handarbeit verrichten, denn Noth ist ein harter Treiber.

Schade um das schöne Geld! sagten verständige Leute. Was hätte da nicht für gutes mit ausgerichtet werden können! und nun ist es so liederlich durchgebracht; — und die beiden Leute,

Leute, sie hätten es so gut haben können, und müssen nun Hungerbrod essen. Wie mans treibt, so gehts!

15.

Das Laster ist theuer.

Vater Richard sagte oft: was ein Laster kostet, dafür könnte man zwei Kinder groß ziehen.

Wer ein wenig auf die Begebenheiten in der Welt Acht giebt, der wird finden, daß das wahr ist. Es ist recht, als wenn auf jedes Laster ein Fluch gelegt ist, auch schon im Neusefern. Das Laster ist nicht allein so was Hässliches, Schlechtes und Schändliches, daß schon deshalb der Mensch sich dafür hüten muß; sondern wer dennoch einem Laster dient, der empfängt oft nur Schimpf und Schaden zum Lohn und verschlimmert seine Umstände.

Woher kommt's wol, daß es mit jenem Handwerksmanne nicht recht fort will? daß seine Kinder so zerlumpt und hungrig aussehen, und in seinem Hause Elend ist? — Er hat sich dem leidigen Trunke ergeben und verthut so viel in Branntwein. Dadurch bringt er

D 2

sich

sich nicht nur oft um seine Vernunft und liegt wie ein Vieh da, sondern er verschleudert auch sein Verdienst, weil man täglich was an das Geföß wendet, welches aufs Jahr schon etwas Großes ausmacht; dazu bringt er sich um seine schöne Zeit, wo er arbeiten und was verdienen könnte. Nimmt man das zusammen, so ist es ewig wahr, daß er damit zwei Kinder groß ziehen könnte. Wol sagt daher Sirach: Ein Arbeiter, der sich gern vollsäuft, wird nicht reich.

Warum kann jener Mann bei seiner guten Einnahme nicht fortkommen, da er doch keine Frau und Kinder hat? — Weil er sich an eine liederliche Weibsperson gehängt hat und mit ihr in verbotenen Umgange lebt; die kann nun nie genug von ihm bekommen und zieht ihn ganz aus. In seinem Hause ist keine Ordnung, weil keine Frau da ist, die sich darum bekümmerte; da wird nicht zu gehöriger Zeit zu Rathe gehalten, gespart und eingekauft. Mit allem dem, was ihm jene Weibsperson kostet, und was in seiner Wirthschaft verthan wird, könnte er Frau und Kinder bequem ernähren, und wäre dabei ein ordentlicher, geschähter Mann, da man ihn nun verächtlich ansieht.

Wie geht es zu, daß bei jenem Bürger alles so schlecht und karg zustehet, und die Seinen Hunger und Kummer leiden? — Weil
der

der Hausherr ein Spieler ist. Wenn andere Bürger arbeiten, so sitzt er bei den Karten oder Würfeln und bringt oft ganze Nächte so zu. Gewinnt er dann auch mal ein Paar Thaler, so geht ein andermal doppelt so viel weg, und — was das Schlimmste ist, — die Lust zur Arbeit vergeht ihm; nur das Spiel liegt ihm in dem Kopf und die schöne Zeit ist verloren. Darum bleibt er immer ein ruinirter Mann, versündigt sich an Frau und Kindern, und so bezahlt er die leidige Spiellust nur allzuthuer.

Kurz, wer sich an ein Laster hängt, der läßt sich immer betriegen, und giebt um ein flüchtiges Vergnügen, das beste weg, was er hat, nemlich: Gewissen, Zeit und oft auch Geld; also muß er es theuer genug bezahlen, und was kann es dagegen einbringen? — Statt dessen könnten mit dem, was manches Laster kostet, Kinder erzogen und Haushaltungen geführt werden.

Kaufe nur, was du nöthig hast.

Gespräch zwischen 2 Bürgern,
Hille und Steffens.

Hille. Wo solls hingehen, Steffens? Wol nach der Auction, wo heute die Sachen verkauft werden?

Steffens. Ja! Wollt Ihr nicht auch mitgehen?

Hille. Nein! ich habe überlegt, ob ich von den Sachen wol etwas nöthig hätte; ich finde aber eben nichts, was ich eben nothwendig brauchte, darum gehe ich nicht hin.

Steffens. Ei kommt mit! Es sollen ja schöne Stücke da sein, an Hausrath, Kleidern und dergleichen.

Hille. Eben darum mag ich nicht hingehen. Es sind fast lauter Dinge, die unser eigner recht gut entbehren kann; ist man nun doch da, und sieht das eine oder andere, so gefällt es einem, man wird wohl gereizt, mit darauf zu bieten, und kauft an sich, wofür man das Geld hätte besser anwenden können.

Steffens. Das ist wol wahr; aber wenn das auch einmal ist, was macht es denn eben groß aus?

Hille.

Hille. Auf das einmal folgt wol das andere und drittemal; so thut man sich Schaden, und es kann einem zulezt eben so gehen, wie dem Manne, der die Sachen da nun verkaufen lassen muß.

Steffens. Wie ging denn das eigentlich zu, daß er in so üble Umstände gekommen ist und einen Konkurs gemacht hat?

Hille. Es kam eben daher, weil er zu viel kaufte, was er recht gut hätte entbehren können. Nicht leicht war eine Auktion, wo er nicht hinging und kaufte; nicht leicht ein Jahrmarkt, da er nicht dies und jenes, was ihm anstand, oft um viel Geld einhandelte. Und was waren's für Sachen? Fast lauter solche, die seine Wirthschaft gar nicht verbesserten. Bald wars ein Spiegel mit einem goldenen Rande, bald ein modischer Schrank, ein großes seidenes Tuch, kurz andere Sachen, nach der Mode; denn modisch war er sehr. Das alles hatte ihm nun immer sein gutes Geld gekostet und brachte nichts ein, war zum Theil ganz unnütz, oder es hätte doch etwas wohlfeileres eben so gut die Stelle vertreten können. Für einen Kapitalisten oder einen Vornehmen wäre das wol angegangen; er aber war ja doch auch nur ein Bürgersmann, wie wir, warum wollte er sich denn auf solche Art hervorthun? — Nun ist's so gekommen: sein Verdienst wollte nicht mehr hinreichen
und

und er ist in Schulden; da werden nun nicht bloß alle jene Sachen wieder verkauft, sondern auch die andern mit, die er wol nöthig hätte. Es ist ein wahres Sprichwort: Kaufe was du nicht brauchst, so wirst du bald verkaufen, was du brauchst!

Steffens. Das ist wol ein richtiges Wort! Wenn ich es recht bedenke, so mag ich nun auch fast nicht hingehen, denn ich könnte doch für allerlei, was mir gefiele, auch Geld ausgeben.

Hille. Wenn Ihr nicht eben etwas wisset, was Ihr jezt im Hause nöthig habt und gut brauchen könnet, von den Sachen, die da verkauft werden; so rathe ich Euch freilich, lieber nicht hinzugehen. Denn seht, habt Ihr wirklich nichts von den Sachen nöthig, und geht doch hin, so kauft Ihr entweder was, — und dann ist es ja unnützes Geld ausgegeben; oder Ihr kauft nichts, und dann habt Ihr ja doch eine Stunde oder ein Paar von Eurer Zeit verloren, wo Ihr hättet arbeiten und was verdienen können.

Steffens. Ihr redet vernünftig, Freund! Ich habe wirklich nichts eben so nöthig, daß ich es zu kaufen brauchte; darum will ich zurückbleiben und in der Zeit arbeiten. Ich danke Euch für den guten Rath!

Hille. O, es ist mir lieb, daß Ihr wolgemeinten Rath gutwillig annehmt. Man-
cher

cher andre hätte es nicht gethan. Denn es giebt Leute, die sich nicht rathen lassen; die werden erst durch Schaden klug. Die Erfahrung hält immer eine theure Schule, wie man an dem Manne sieht, der seine Sachen heute verkaufen muß.

17.

Das Geldversplittern.

Mit der Versplitterung des Geldes ist es eben so, wie mit der Versplitterung der Zeit; wenn man von beiden täglich einen kleinen Theil verliert, so kommt man zulezt zu kurz, wenn man sie für wichtige und nützliche Dinge verwenden soll. Mancher ist deshalb in seiner Nahrung zurückgekommen, weil er den Fehler an sich hatte, daß er unnützer Weise das Geld versplitterte. Wer auf einmal viel Geld unnützlich ausgiebt, den nennt man einen Verschwen-der; wer es aber bei Kleinigkeiten unnötiger Weise hingiebt, der ist ein Geldversplitterer. Den Schaden hievon merkt man nicht so gleich, und darum kann es Manchen betriegen. Hier einen Schilling auszugeben, dort wieder einen, das macht zur Zeit wenig Abnahme des Geldes;

des; da heißt es oft: was können ein Paar Schillinge helfen oder schaden? — Freilich, so merkt man es nicht gleich, wie bei der Verschwendung, wenn man das Geld mit vollten Händen hinwirft: aber auf die Länge wird man es doch wol merken; denn auch nur eine Kleinigkeit täglich versplittert, macht doch auf die Woche, den Monat und das Jahr schon was aus. Hier ist eine kleine Rechnung:

Alle Tage 1 Dreiling ausgegeben, macht
aufs Jahr 1 Thaler, 43 Schill., 1 Dreil.

Alle Tage 1 Sechsling ausgegeben, macht
aufs Jahr 3 Thal., 38 Schill., 1 Sechsl.

Alle Tage 1 Schilling, macht das Jahr
7 Thal., 29 Schill.

Alle Tage 1 Groschen, macht jährlich
15 Thal., 5 Grosch.

Wöchentlich 1 Schilling ausgegeben, be-
trägt aufs Jahr 1 Thal., 4 Schill.

Wöchentlich 1 Groschen, macht das Jahr
2 Thal., 8 Schill.

Wöchentlich 4 Schilling, beträgt jähr-
lich 4 Thal. 16 Schill.

Wöchentlich 8 Schilling, macht das
Jahr 8 Thal., 32 Schill.

Und so kann jeder leicht weiter rechnen. Ist nun eine solche Ausgabe unnütz verwandt worden, so ist das so viel Abzug von dem Nützlichen und Nöthigen, welches man zu bestreiten hatte.

Wer

Wer also verständig ist, macht einen Ueberschlag bei seinen Ausgaben, achtet auch das Kleine nicht für geringe, sondern bedenkt: daß so manches große Schiff im Meere mit Mann und Maus zu Grunde ging, weil ein kleines Loch darin war. Ein kleines Leck im Fasse, macht das ganze Faß leer! so auch: ein kleines Loch im Beutel, wo immer etwas ausfällt, macht auch einen großen Beutel leer.

Mancher ist erst zu spät gewahr geworden, daß er sich durch das unnütze Verplempern des Geldes geschadet hatte, und merkte da erst, daß Kleinigkeiten auch was gelten, die er nicht geachtet hatte. Denn wenn der Brunnen trocken ist, so lernt man den Werth des Wassers kennen.

Wer dagegen das Kleine nicht verachtet, sondern es zu Rathe hält, der kommt leichter zu etwas Größerem; denn aus kleinen Abgaben werden ja auch im Lande große Summen zusammen gebracht. Viele Körner Weizen, machen zuletzt einen Scheffel aus; und wenn an hundert Thalern nur 1 Schilling fehlt, so sind sie doch immer nicht voll.

Wahr sagt der weise Sirach: Wer ein Geringes nicht zu Rathe hält, der nimmt für und für ab. Kap. 19, V. 1.

Die Sparsamkeit.

Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Menschen, der sparsam ist, und einem, der geizig ist. Der Geizige will nur immer Geld sammeln, er möchte gern nichts weiter thun, als nur immer Geld einnehmen; und warum? — Nicht weil er dies oder jenes dafür einkaufen, seine Bedürfnisse damit befriedigen oder es sonst nützlich anwenden will; sondern nur darum, daß er das Geld beisammen habe und sich am Zählen desselben ergöße. Er gleicht einem Menschen, der viele Eswaren und Speisen anhäuft, und sie doch nicht dazu brauchen will, wozu sie sind, sondern lieber Hunger leidet, ehe er sie angreift. — Bei vollem Tische hungern, und bei vollem Beutel darben — welche Thorheit!

Der Sparsame dagegen sucht zwar zu erwerben, was er kann; aber nur auf rechtmäßige Art; er hält das, was er hat, zu Rathe; aber er entziehet sich das Nöthige nicht: er vermeidet bloß alle unnütze Ausgaben, damit er das, was er braucht, gehörig bestreiten, und auch andere Menschen mit Hülfe und Unterstützung beispringen könne. Er macht also von dem, was er hat, einen guten Gebrauch.

Geiz

Geiz verdient daher Tadel, Sparsamkeit verdient Lob.

Um zu zeigen, daß Sparsamkeit kein Geiz ist, will ich folgende Geschichte hier hersehen:

In einer großen Stadt wollte man ein Haus anlegen, worin Arme und Kranke gepflegt und unterhalten werden sollten. Da das viel Geld erforderte, um alle Kosten zu bestreiten, so sammelte man dazu von jedem Einwohner Beiträge. Einige Abgeordnete gingen deshalb von Hause zu Hause, und baten jeden, nach Willen und Vermögen zu dieser nützlichen Anstalt etwas zu geben. Nun kamen sie auch in das Haus eines Krämers. Auf der Diele hörten sie, daß der Hausherr in der Küche mit seinen Dienstboten schalt; und warum? — Weil sie einen Schwefelsticken, der erst halb weggebrannt war, auf die Erde geworfen und zertreten hatten; man hätte ja, sagte er, noch einmal Feuer damit anmachen können!

Da sagten die Sammler der Geldbeiträge zu einander: Das ist doch auch zu arg! um einen halben Schwefelsticken zu schelten! Hier werden wir wol nichts kriegen. — Sie waren auch schon im Begriff, weiter zu gehen, als eben der Krämer selbst aus der Küche auf die Diele kam, und nach ihrem Begehren fragte. Sie zeigten ihm nun zwar an, weshalb sie herum gingen, dachten aber, er werde sie gleich

gleich abweisen. Allein, da irrten sie sich. Der Mann begegnete ihnen ganz freundlich, ließ sie in die Stube treten, öffnete einen Schrank und zahlte ihnen hundert Thaler hin, als einen Beitrag. — Nun kann man sich vorstellen, wie die beiden darüber erstaunten. Sie konnten sich auch nicht enthalten, ihm dies merken zu lassen, und fragten ihn, wie sie sich denn das erklären sollten, daß er kurz vorher mit seinen Leuten um einen Schwefelsticken geschmälet hatte? Er sagte darauf: Das ist wol zu erklären. Wenn ich nicht alles Kleine zu Rathe hielte, und nicht alles Unnöthige ersparte, so würde ich ja nie so gut das Nöthige und Nützliche bestreiten können, wemns drauf ankommt, und hätte auch jetzt nicht solch einen Beitrag geben können. Wer nichts unnütz umkommen läßt, wenn es auch nur eine Kleinigkeit ist, der hat auch was, wemns drauf ankommt, etwas Gutes zu stiften, sich selbst zu helfen und seinen Nächsten zu dienen. Sparsamkeit setzt uns in den Stand, Gutes zu thun. Das ist mein Grundsatz.

Hatte der Mann nicht Recht? Warum soll man auf unnütze Weise auch das Geringste umkommen lassen?

Wer immer seine Einnahme rein aufgehen läßt, jedesmal so viel ausgiebt, als er einnimmt, der kann oft in Noth und Verlegenheit gerathen; es kann eine Zeit kommen, wo
er

er nicht so viel verdient, oder ihn kann ein Unglücksfall treffen, oder er kann alt werden und nicht mehr Kraft genug haben, zu arbeiten. Wer sich dann einen Nothpfennig aufgespart hat — versteht sich, auf rechte und billige Art, — der hat klug gethan und kann die erste Noth abwenden. Daher heißt es: Auf Alter und Mangel spare, weil du kannst; die Morgensonne scheint selten den ganzen Tag. — Wenn du in der Jugend nicht sammelst, was willst du im Alter finden? sagt der weise Sirach. Kap. 25, 5.

19.

Hochmuth bringt zu Fall.

So sprach einmal Vater Richard, und zeigte auf eine Frau, die im Dorfe umher bettelte ging.

Wie so? fragten einige, die bei ihm waren; kennt ihr die Frau?

Ja wol, kenne ich sie, antwortete er; sie wohnte erst in einer kleinen Stadt und war die Frau eines wohlhabenden Beckers.

Wodurch ist sie denn so herunter gekommen?

Eben

Eben durch Hochmuth. Sie wollte immer gern ein wenig Aufsehen machen, trieb Staat, und das konnte sie am Ende nicht ausführen. Eigentlich wollte sie es einer Kaufmannsfrau nachthun, die im Städtchen die wohlhabendste war, und die also eher etwas auf Kleidung wenden konnte. Wenn diese nur ein neues Kleidungsstück trug, ein neues Tuch um hatte, so ruhte die Beckerfrau nicht eher, bis sie es auch bekam. Ihre Kinder sollten auch so gut im Zeuge gehen, als die Kinder der Vermögendern. Dabei gab sie wol Kaffeegesellschaften, so gut wie die Kaufmannsfrau, u. d. gl. Nur schlimm, daß sie es nicht so gut thun konnte! Denn wenn der Kaufmann 4 Thaler verdiente, so verdiente ihr Mann, der Becker nur einen oder zwei; da ließ sich ja nicht denken, daß der letzte es mit dem ersten aushalten könne.

Das war doch unvernünftig! sagte hierauf einer, ließ sich denn der Mann gefallen? redete er nicht drein?

Er redete wol dagegen, sagte Richard, und stellte seiner Frau vor: daß sie ja nur Handwerksleute wären und nicht so viel aufgehen lassen dürften, als der Kaufmann da; denn das schickte sich eines Theils nicht und mache die Leute nur lachen; sodann könnten sie es ja jenem nicht gleich thun. Wir müssen uns nach der Decke strecken, denn die Decke streckt

frecht sich nicht nach uns, sagte er. — Aber diese vernünftigen Vorstellungen halfen nicht. Ei, sagte die Frau, der Kaufmann ist eben so gut nur ein Bürger, wie wir sind; soll denn die Frau immer besser hergehen, als ich? Das leide ich nicht! Und so bettelarm sind wir doch auch noch nicht: — und was dergleichen Gerede mehr war, denn an Ausflüchten fehlts dem Unverständigen nie.

Konnte denn der Mann nicht durchdringen?

Wol hätte er das Können; aber dazu war er zu weichlich. Auch hatte seine Frau ihm ein Paar hundert Thaler zugebracht, das warf sie ihm denn vor, und fragte ihn: ob er sie denn als eine Bettlerin bekommen habe? ob sie nicht ihr schönes Geld gehabt, u. d. gl. Da schwieg der Mann denn stille und ärgerte sich heimlich ab.

Freilich war es nicht wol gethan gewesen, daß er bei dem Heirathen mehr aufs Geld gesehen, als sich darum bekümmert hatte: ob die Person auch gut von Gemüth, tüchtig sei und zu wirthschaften wisse? Eine gute Wirthschafterin ist ein feststehendes sicheres Kapital, das sich reichlich verzinset; aber eine schlechte Wirthin bringt auch das größte Kapital hindurch. Hier ging es nun auch zulezt so. Der Mann wurde endlich kränklich und starb. Nach seinem Tode

Sonnt. Büchl.

E

setzte

setzte die Frau das Gewerbe fort und hielt sich
Gesellen. Aber da könnet ihr leicht denken,
wie es ging. Nach der Wirthschaft sahe sie
nicht hin, und ihren Staat setzte sie immer
fort. Die Haushaltung kam in Unordnung;
denn Sammt und Seide, Spitzen und
Brokat löschen das Feuer auf dem Küchen-
heerde aus. Bald nahm sie Geld auf, das
Haus wurde verschuldet und zuletzt mußte sie
es mit dem Rücken ansehen, denn die Gläubig-
er ließen es verkaufen. Ihre Kinder sind von
einigen weitläufigen Verwandten angenommen
worden; die Frau aber, die nicht gelernt hat,
zu arbeiten, sich auch zu nichts recht verstehen
will, muß nun, da die Verwandten sie nicht
als eine unnütze Last auf dem Halse haben kön-
nen, schimpflich ihr Brodt vor den Thüren su-
chen.

Der verdammte Hochmuth! riefen Ei-
nige.

Ja, sagte Richard, so ist gewöhnlich sein
Ende, nemlich schimpflich. Daher heißt es:
„Hochmuth, dessen Mittagsbrod Eitel-
keit ist, hat zum Abendbrodte Berach-
tung.“ Hochmuth frühstückte mit dem
Ueberflusse, aß sein Mittagsbrodt mit der
Armuth und sein Abendbrodt mit der
Schande. Hütet euch vor Staat und groß-
thuerischem Wesen! Keiner versteige sich über
seinen Stand; das ist vernünftig.

„Ich

„Ich will mich wol hüten, der Frau etwas zu geben, wenn sie vor meine Thür kommt,“ sagte darauf ein Hauswirth.

Was wollt Ihr denn thun, wenn sie kommt? fragte Richard.

„Ich will sagen, erwiederte jener: geht nur weiter, Ihr Hochmüthige! Ihr verdient nicht, daß Ihr ein Stück Brod bekommt.“

Ei, Freund! sagte Vater Richard, das wäre ja nicht christlich. Hat die Frau denn Euch was gethan, daß ihr sie so hart behandeln wollt? Und wenn sie Euch gleich etwas zuwider gethan hätte; sollt Ihr denn so rachsüchtig sein? Das sagt uns doch gewiß unser Pastor nicht.

„Aber, versetzte der Hauswirth, die Frau verdient denn doch auch nicht, daß man ihr etwas giebt, sie ist ja an ihrem Unglücke selbst Schuld.“

Dafür, sagte Richard, ist sie nun auch genug gestraft; denn das hat Gott so geordnet, daß die meisten Sünden auch schon hier Strafen nach sich ziehen. Aber das ist auch nun Gottes Sache allein; ein Mensch soll ihm da nicht, so zu reden, ins Amt fallen, und sich zum Bestrafer von seines Gleichen aufwerfen wollen, oder den, der in traurigen Umständen und schon bestraft ist, noch mehr betrüben und bestrafen. Das wäre ja schlecht gehandelt. Man soll vielmehr in solchen Fällen den:

ken: sieh, der Mensch ist nun einmal unglücklich, und noch unglücklicher dadurch, daß er weiß, er sei selbst Schuld daran, der kann sich also nicht mit seinem guten Gewissen trösten, daß er unschuldig leide: — sollte ich nun ihn noch mehr Kränkung und Noth machen? Er mag ja so schon schwer genug zu tragen haben. Ich will ihn unterstützen, und auch mit dem Mitleid haben, der sich selbst ins Elend gebracht hat. Wenn ich nur denen wohl thue, die es verdienen, — was thue ich da Sondersliches? Aber das ist die rechte Gutthätigkeit, auch da, wo es der andere eben nicht verdiente, ihm Erleichterung zu geben, zu speisen, zu tränken. So macht es ja der große Gott selbst, denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

„Das ist wahr, sagte nun der Andere, ich habe mich übereilt, und nicht an das gedacht, was ich so oft in der Predigt gehört und in Büchern gelesen habe, daß es unsere Schuldigkeit ist, Gutes zu thun, wo wir nur können, und daß jeder Unglückliche auf unsere Hilfe Anspruch hat. Ich will also auch der Frau wol eine Gabe geben und ihr sagen: „es geht mir nahe, daß ihr nöthig habt, euer Brod vor den Thüren zu suchen.“

Das Schuldenmachen.

Nichts ist verhafter, als wenn ein Mensch in seinen Ausgaben keine Ordnung beobachtet und sie nicht gehörig gegen die Einnahme berechnet. Seine Umstände kommen dann bald in Verwirrung, er macht Schulden, und dann ist er schon schlimm daran. Denn Schulden zu machen, ist leicht; aber wieder heraus zu kommen, das ist schwer.

So ging es einem Einwohner in einem kleinen Städtchen. Er hatte nicht gut rechnen gelernt, das heißt, er bedachte nicht, wie man Einnahme und Ausgabe gegen einander einrichten muß. Wenn er etwas kaufte oder machen ließ, so bezahlte er selten gleich, sondern ließ es stehen und auf Borg anschreiben. Weil nun die Leute immer auf die Bezahlung warten mußten, so mußte er auch mehr geben, als Andere, die gleich bezahlen und also wohlfeiler kaufen. Nun wußte er auch nicht immer, ob er zu viel kaufte, welches der immer weiß, der nach dem Vorrathe seines Geldes kauft und gleich bezahlt. kamen denn die Rechnungen ein, so konnte er sie nicht alle auf einmal bezahlen, sondern mußte etwas stehen lassen. Wieder schlimm! Denn erstlich mußte

er

er den Leuten gute Worte geben, daß sie noch mit dem Reste warteten; dann konnte er auch nicht von ihnen abgehen, durfte nicht von Andern kaufen oder arbeiten lassen, wenn ers auch besser und wohlfeiler haben konnte, so lange er nicht mit den ersten ins Reine gekommen war; er bekam nicht so gute Arbeit und Waare, als andere, die nicht im Schuldbuche standen; die Schuld häufte sich, er kam immer tiefer hinein; dazu wurde er denn oft von diesem und jenem gemahnt, mußte sich manches unfreundliche Wort sagen lassen. Er erfuhr es also in der That: Wer Schulden macht, giebt andern Leuten Gewalt über seine Freiheit.

Da er nun nicht ordentlicher wurde, so kam er endlich so weit hinein, daß er den Gläubigern sein Haus überlassen mußte. Da war er denn ganz ruinirt.

Der Schuldenmacher fällt sicher über lang oder kurz in die Hände seiner Gläubiger; denn mit jedem Thaler, den er nicht bezahlt, giebt er ihnen ja Recht und Gewalt über sein Habe und Gut. Er muß sich immer vor den Leuten fürchten, denen er schuldig ist, kann nicht so frei jedem ins Gesicht sehen, und wenn der Termin zur Bezahlung heran kommt, ist er immer in Angst.

Wer dagegen nichts kauft, was er nicht gleich, oder doch bald bezahlt, von seiner Einnah;

nahme und Ausgabe gehörig Ueberschlag macht, der bleibt im ordentlichen Gange, ist immer mit seinen Sachen im Reinen, ist an den Leuten nicht so gebunden, kann kaufen und arbeiten lassen, wo er will.

Hüte dich daher, mein Freund, vor dem leidigen Fehler: Schulden zu machen! Berthue nicht mehr, als du einnimmst, und wo möglich noch weniger! Nimmst du nicht viel ein, so wäre es ja unvernünftig, doch immer mehr auszugeben. Wo sollte das endlich hinaus? — Mehr verthun, als man hat, das kann jeder Taugenichts; wer sich aber einzuschränken weiß, wenn er nur wenig Einkommen hat, und doch ausreicht, der ist ein gesetzter und vernünftiger Mensch. Ein solcher denkt:

Ich will lieber ohne Abendbrod zu Bette gehen, als daß ich in Schulden aufstehen muß.



Verichtigungen:

Seite 20. Zeile 12. Nach den Worten: Solltet Ihr
Euch denn nun nicht — ist einzuschalten: vor
Euch selbst —

S. 22. Z. 3. statt: ankomme, l. ankommt.

S. 26. Z. 6. nach: darum ward, ist einzuschalten: er.

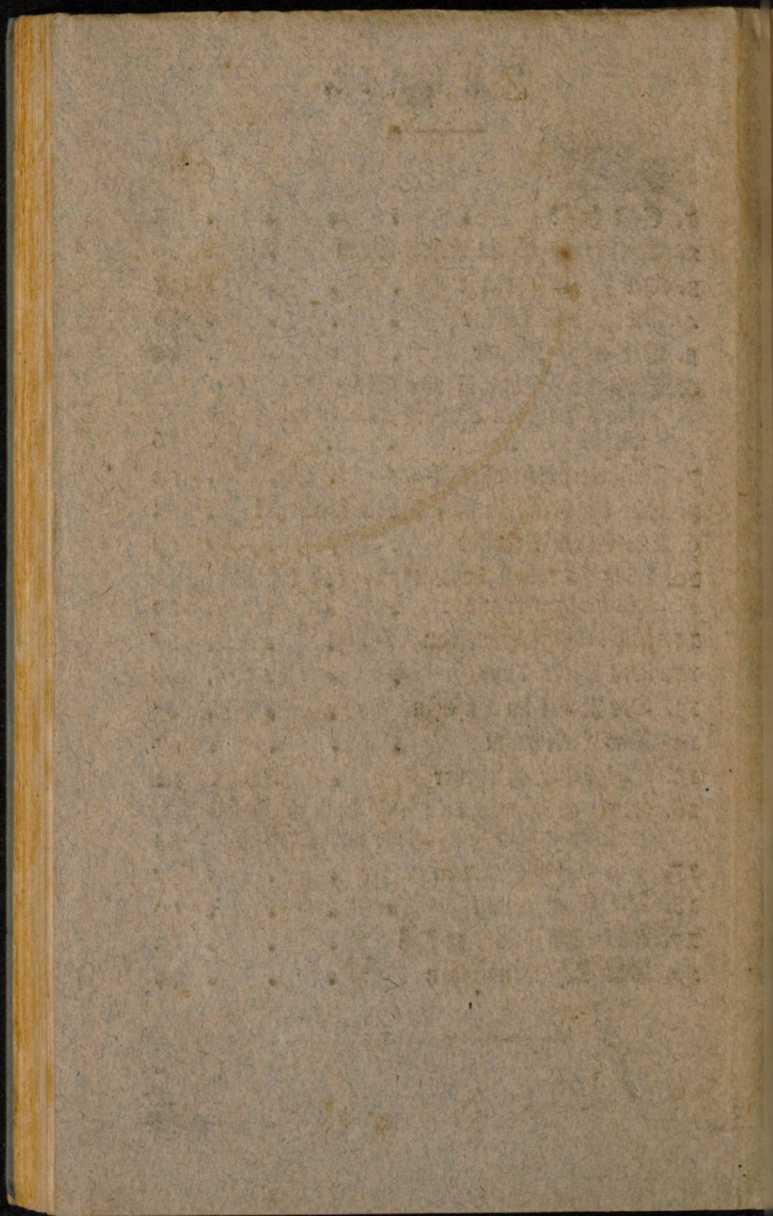
S. 51. Z. 10. von unten, statt: dafür l. davor.

S. 53. Z. 8. st den l. dem.

Durch ein Versehn folgt nach der Seitenzahl
64. — 75 bis 81 statt 65 bis 71.

Inhalt.

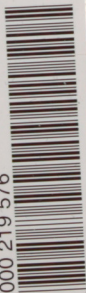
	Seite.
1. Gott helf!	1
2. Müßiggang ist ein rechter Liran	4
3. Der Zeitversplitterer	7
4. Die Zeit ist kostbar	10
5. Der träge Kaspar	12
6. Ein guter Mensch ist von selbst fleißig. Gespräch zwischen Richard und einem Hauswirth	16
7. Faulheit macht alles schwer	22
8. Wer ein Gewerbe hat, hat ein Nittergut	25
9. Die beiden Arbeiter	29
10. Was du kannst heute thun, das laß nicht bis morgen ruhn!	32
11. Die tüchtige Hausfrau	37
12. Des Herrn Auge	40
13. Der Nagel im Hufeisen	43
14. Das Leckermaul	47
15. Das Laster ist theuer	51
16. Kaufe nur, was du nöthig hast. Gespräch zwischen 2 Bürgern, Hille und Steffens.	54
17. Das Geldversplittern	57
18. Die Sparsamkeit	60
19. Hochmuth bringt zu Fall	63
20. Das Schuldenmachen	79



33

LBMV Schwerin

000 219 576

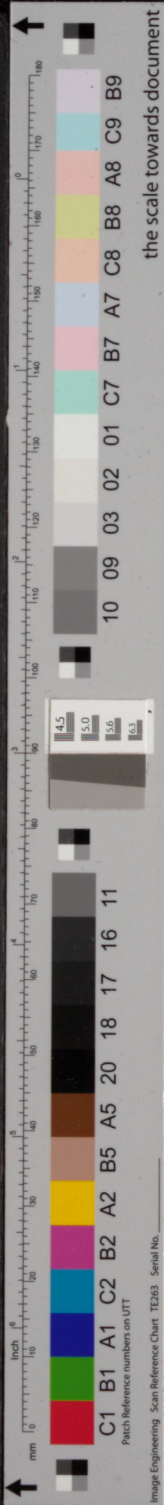


Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rostdok/ppn1795261730/phys_0087







the scale towards document

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. Patch reference numbers on UTT

1

d ehe sie sichs versaz
Pferde davon, oder
t. Dann hieß es:
pfffige Kerl gethan!
wol einmal!
uchten nun seine Ps
ankam, den Feind
einen listigen Streich
sichs einst, daß sie
eind werde bald einz
then und Geld zuges
ten die Preussen gern
diesem Lünzmann den
und die Gegend erst
zu sehen, wo es am
Gleich war er bei
es sei für ihn selbst
en. Er wollte schon
hen einige Leute, die
feisen etwas los sei,
das erst fest machen
ch ein Nagel darin.
t nicht lassen, dachte
seinen Obern bestrafte
n, daß er nicht bei
er nahm nur einen
andern Nagel fest,
eß den fehlenden nicht
es werde wol dasmal
er sich nun eben gro-
ßen